

Augen, Mund,
Ohren, Hände, Geschlecht
und die Atemzüge seit dem Geburtsschrei
Abertausende Mitwisser

(Bruno Kartheuser)

DICHTUNGSRING 43

Zeitschrift für Literatur

Begegnungen

Impressum

Dichtungsring Nr. 43, 2014

Herausgeber dieser Nummer

Layout, Satz

Druck

Redaktion und Autorengruppe

Bernd Beißel, Sabine Bentler, Ulrich Bergmann, Werner Brand, Rainer Maria Gassen, Ines Hagemeyer, Alfons Knauth, Christian Knieps, Thomas Krämer, Rita Kupfer, Monika Lamers, Barbara-Marie Mundt, Theodor Payk, Francisca Ricinski-Marienfeld, Horst Saul, Susanne Schmincke, Gerd Willée, Gisela Zimmer

© Copyright bei den Autoren

Im Internet unter

<http://www.dichtungsring-ev.de>

Die Texte des Heftes werden (außer bei Einspruch durch Autoren) auf der Homepage des Dichtungsring veröffentlicht.

Thema der nächsten Ausgabe

Irre (Arbeitstitel), Veröffentlichung der besten Texte für den Dichtungsring-Literaturpreis

Redaktionsadresse

Dichtungsring e.V., c/o Ulrich Bergmann
Rudolf-Stöcker-Weg 26, 53115 Bonn
E-mail: redaktion@dichtungsring-ev.de

Unveröffentlichte Manuskripte, möglichst digital, erbeten an die Redaktionsadresse. Bitte haben Sie Verständnis, dafür, dass wir kein Honorar zahlen können. Beachten Sie bitte die Hinweise für Autoren im Internet.

Preis dieser Ausgabe

9,00 Euro plus Versand

Bankverbindung

Sparkasse Köln Bonn
BLZ: 370 501 98, Konto: 145 014 437
IBAN: DE 22 3705 0198 0145 0144 37
BIC: COLS DE 33

ISSN 0724-6412

UST-ID: DE 122661493

Editorial

Begegnungen – ein Thema mit einer gewaltigen Spannweite. Darunter konnten Schwingungen, Interferenzen von Bahnen, Beziehungsalchemien und haftende Erinnerungen, schicksalhafte Vektoren und noch vieles mehr Platz finden, auch wenn bei der beachtlichen Menge der Einsendungen für die aktuelle Ausgabe die Gefahr einer kunterbunten Beliebigkeit drohte. Die leichte Patchwork-Farbgebung aber verblasste und verschwand in dem Moment, als sich mir die Abfolge einzelner Texte oder Sequenzen (unabhängig von Gattung und persönlichen Stilmerkmalen) wie ein einzigartiges Langgedicht offenbarte, oder, um Urs Widmer zu zitieren, wie eine sich schlängelnde Geschichte „vom Leben, vom Tod und vom Übrigen, auch dies und das“, mit vielen Ausläufen und unterschiedlichen Ausgängen. Es geschah wie bei der Mündung mehrerer Quellen in einen größeren Fluss mit befruchtendem Delta. Aus disparaten, untereinander fremden Begegnungstories oder Szenarien, lyrischen Zeugnissen oder Streifzügen und Kunstbildern entstand – mit wenig Einwirkung von außen – eine kontrapunktische Ganzheit, mit den Eigenschaften eines mentalen Fluidums.

Aber nicht nur. Ein sinnliches Hinübergleiten in die Buchstaben der Seelen- und Körperlandschaften mag diese gleichzeitig absorbierende und durchlässige, multifokale Begegnung auch sein. Schattenwerfende Ereignisse und Lichtbögen in einer effektvollen Dispersion paaren sich hier nicht selten. Rätselhaft, melancholisch, reflexionsreich, skurril, surreal, zynisch, bedrückt, furchtsam wirken meist Blicke, Stimmen oder Gestalten derer, die ihre Begegnungen evozieren oder auf ein neues Etwas warten, aber nur das eigene Selbst treffen. Menschen, Bäume und Tiere, Liebende und Hasserfüllte, Zerstörer, Gescheiterte, Einsame füllen im Wechsel, neben himmlischen Mächten und seelenlosen Dingen, die symbolische Bühne, auf der sie atmen, sich hinaufschwingen und fallen, sich erinnern und sprechen und dann den Vorhang herunterziehen, um sich auf einen letzten Reigentanz vorzubereiten, mit der tröstlichen Vision einer Wiederkehr des Frühlings. Alles wirkliche Leben ist Begegnung, meinte Martin Buber.

In diesem Zusammenhang sollte auch die mehrsprachige Hommage an die verstorbene Dichterin Elisabeth Borchers rezipiert werden. Ebenso Alfons Knauths Nachruf auf Pierre Garnier, den pikardischen Poeten des Spatialismus. Zwischen 1989 – 2008 hat Garnier intensiv mit unserer Redaktion zusammengearbeitet. *Im Anfang war das Licht, L'Europe, 14 konstruktivistische Poeme, Ein Requiem, Ein Fragment der Welt, Vokal und*

Konsonant und *Der Arme Poet* heißen die von ihm in sechs Dichtungsring-Ausgaben veröffentlichten Werke. Die Fotocollage *Und dazwischen das Cembalo* in der jetzigen Online-Ausgabe will die Erinnerung an einen einzigartigen Künstler – den Organisten, Lyriker und Komponisten Peter Bares – festhalten.

Ja, Sie haben richtig gelesen: Neben dieser Printausgabe gibt es diesmal auch eine digitale Zusatznummer von ähnlichem Wert und mit analoger Struktur, die auf unserer Website erschienen ist. Denn es gab so viele interessante Texte und Bilder, die sonst in unserem Archiv oder sogar im Papierkorb gelandet wären. Ein anderer Herausgeber hätte wahrscheinlich eine andere Auswahl getroffen. Feste Beurteilungskriterien und persönliche Affinitäten agieren quasi immer zusammen. Mein Dank richtet sich jedoch an alle Autoren aus Deutschland und anderen europäischen Ländern, die uns ihre Werke zugesandt haben!

Schon beim Entwerfen hilfreicher Hinweise und Anregungen zum Thema *Begegnungen* oder bei der Festlegung meiner Vorgehensweise, vor meiner allerersten Beschäftigung mit den erhaltenen Texten, wusste ich, dass kein Thema sich völlig ausschöpfen lässt. Daher lade ich die Freunde unserer Literaturzeitschrift dazu ein, diese meine Fassung und Auffassung mit ihren eigenen Vorstellungen und Inhalten virtuell zu bereichern und weiterzuführen, auch wenn die Texte dieser Ausgabe keine Volksballaden sind und auch keine Sagen.

Francisca Ricinski-Marienfeld

Inhalt

Titelbild: Astrid Jabns, Leise (Detail, Collage)

Innenseite Cover: Bruno Kartheuser, Gedicht, o.T.

Impressum

Editorial: Francisca Ricinski

Ulrich Bergmann	Verkehrte Fabel (nach Kleist)	9
Monika Kafka	dass es mich anrührt	10
Andreas Noga	doch	11
Diana Jahr	von der weichheit der hornisse	12
<i>Francisca Ricinski & Fulvia Dietz</i>	<i>Dryade (Fotocollage)</i>	13
eje winter	nahezu nachmittag	14
Diana Jahr	notizen aus der picardie	15
Kathrin B. Külow	tod der schmetterlinge	16
Andrea Temme	Stubenfliege	17
René Steininger	Einen tasmanischen Tiger betrachtend	19
Werner Weimar-Mazur	stadtpark	20
<i>Michael Augustin</i>	<i>Ocean Encounter (Collage)</i>	21
Horst Saul	Regen am Björnefjord	22
Sabine Wreski	Sahara	23
Alain Bosquet	Le Tourment de Dieu/Gottes Qual	25
Klara Hurkova	Nachtleben/Rumpelkammer	26
Alain Bosquet	Le Tourment de Dieu/Gottes Qual	27
Michael Johann Bauer	Erste Begegnung mit sich (selbst)	28
<i>Michael Augustin</i>	<i>Moon Father & Moon Son & The Sun (Collage)</i>	29
Paula Böndel	Stimmen	30
Romana Ganzoni	Im Kino	33
<i>Barbara-Marie Mundt</i>	<i>Gedenkwürfel (Fotografie, bearbeitet)</i>	34
Doris Anselm	Wie ich wohne	35
Kai G. Klein	Tryptophan-Rituale	39
<i>Michael Johann Bauer</i>	<i>Augen (Zeichnung)</i>	42
Anke Engelmann	Ich ist Anna	43
Horst Saul	Ende des Sommers	46
Klaus Roth	o.T.	47

Michael Augustin	Einsam	48
Anke Meyring	Ohngesicht	49
Tania Rupel	Eine Begegnung	51
Gerd Willée	Im Kokon	54
Monika Kafka	o.T.	62
Klaus Roth	ganz in der ferne	63
<i>Marlies Blauth</i>	<i>Menschenbilder (Mischtechnik)</i>	64
Andreas Hutt	Archetypen	65
Sarah-Jelena Naderi	Das Wesen in der Ferne. Ein Monolog	68
Dominik Dombrowski	Serenade	71
Barbara-Marie Mundt	stunden	72
<i>Marlies Blauth</i>	<i>Menschenbilder II (Mischtechnik)</i>	73
Andreas Noga	auftauchen	73
Herwig Haupt	Aus dem Tagebuch einer Verschwundenen	74
Christina Schoch	Ein Foto	76
<i>Horst Saul</i>	<i>Die Hände (Fotografie)</i>	79
Bruno Kartheuser	o.T.	80
Barbara-Marie Mundt	Aimée	81
Christoph Leisten	sun, moon and stars	82
<i>Christian Knieps</i>	<i>Euridike & Orpheus (Grafik)</i>	83
Theo Payk	zauber	84
Jolinde Hüchtker	Polnische Billigkippen	85
Tobias Grimbacher	Wenn du wiederkommst	86
Rainer Wedler	Beine, übereinander geschlagen	87
<i>Astrid Jahns</i>	<i>Eeny, meeny, miny, moe (Collage)</i>	89
Jörg Kleemann	Blaublond	90
Martina Hegel	Zimt	91
<i>eje winter</i>	<i>Zwei KönigsKinder (Fotografie)</i>	93
Monika Lamers	Wintersturm (Romanauszug)	94
Elke Engelhardt	Das Kleid	96
Wolfgang Wurm	Zimmer 16	97
<i>Ulrich Bergmann</i>	<i>Röhre (Fotografie)</i>	98
Sophie Reyer	Mutterbrenner (Romanauszug)	99
Antje Pachler	Beachtliches Kapitel	104
Hussein Habasch	Die Gesänge meiner Mutter	105
Bruno Kartheuser	o.T.	107

<i>Susanne Schmincke</i>	<i>Überwachung (Fotografie)</i>	108
Peter Suska-Zerbes	Der verlorene Sohn	109
Michael Starcke	auf besuch	114
<i>Astrid Jabns</i>	<i>Wollwade im Wiedeno (Collage)</i>	115
Clemens Schittko	o.T.	116
Rita Kupfer	Halt in Kassel – Wilhelmshöhe	117
Susanne Schmincke	Und wieder fährt ein Zug vorbei ...	119
Imre Török	Ruh köprüsü – Am feurigen Berg	120
<i>Michael Johann Bauer</i>	<i>Der Besuch (Grafik)</i>	124
Elke Engelhardt	Die Mützenfalterin	125
Julietta Fix	Good Morning Misses	126
<i>Bernhard Hagemeyer</i>	<i>Xbosa-family-meeting (Fotocollage)</i>	127
Ulrike Klein	Ich und Du	128
T.S. Crone	Figuration einer Gymnastik	129
<i>Ulrich Bergmann</i>	<i>Fabrräder (Fotografie)</i>	130
Michael Wenzel	Leute in der Stadt (Auszug)	131
Wendel Schäfer	Daheim	133
Franz Hofner	Der Pole	134
Susanne Schmincke	Frischluf auf dem Friedhof	137
Antje Paehler	Durchsage	138
Siegfried Mundt	Überraschende Wandlung	139
<i>Susanne Schmincke</i>	<i>Vor dem Abgrund (Fotografie)</i>	140
Theo Payk	unter uns	141
Daniel Anderson	ER und Ich. Eine Begegnung	142
<i>Astrid Jabns</i>	<i>But I will not follow you (Collage)</i>	148
Ulrich Bergmann	Blind dates	149
Ines Hagemeyer	denn & du	151
Julietta Fix	Sieben Eichen	152
Wendel Schäfer	Durch den Regenbogen	153
Alain Bosquet	Le Tourment de Dieu /Gottes Qual	156
Werner Weimar-Masur	Abendessen	157
Bruno Kartheuser	o.T.	158
Ulrike Klein	Vom Tohuwabohu (Genesis)	159
Ines Hagemeyer	2x Werkstatt	160
eje winter	leselust II	161
<i>Ulrich Bergmann</i>	<i>Verschwörung (Fotocollage)</i>	165

Alain Bosquet	Le Tourment de Dieu / Gottes Qual	166
Ulrich Bergmann	Sternblumen	167
Thomas Reeh	Und du lebst, dieweil du stirbst	170
<i>Bernhard Hagemeyer</i>	<i>Brainstorming (Fotocollage)</i>	174
Payasol	der abend war blau	175
Helmut Schmelmer	Über einen Verdacht / Was aber, wenn	176
<i>Barbara-Marie Mundt</i>	<i>Erwartung (Fotocollage)</i>	177
... et umbra sumus. Hommage	„immer ein anderes“ in fünfsprachiger	178
an Elisabeth Borchers	Übersetzung	
Alfons Knauth	Nachruf auf Pierre Garnier	181
Rezensionen	Christoph Leisten:	185
	Das Randständige poetisch ins Recht gesetzt	
	Arne Willée: eje winter, versuch zum tode	187

Autoren

Rückcover innen: Antje Paehler o.T.

Rückcover: Francisca Ricinski & Fulvia Dietz, Die Staunenden (Fotografie)

Ulrich Bergmann

Verkehrte Fabel (nach Kleist)

Wenn du mich nur hättest, dachte das Pferd, sich einen Menschen vorstellend, der mit einer grünen Brille vor ihm stand und nicht aufsitzen wollte; wenn du mich nur hättest, ehe ich zuerst, das unerzogene Kind der Natur, zu deinen Feldern kam, in deine Räume! Ich wollte dich schon führen, leicht, wie ein Vogel, dahin, über Berg und Tal, wie es mir gefällt; und dir und mir sollte dabei wohl sein. Aber da hast du die Künste gelernt, Künste, von welchen ich, nackt, wie ich vor dir stehe, nichts weiß; du müsstest mich zu dir in die Bücher reiten (wovor mich doch die Fabel bewahre), wenn wir uns verständigen wollten.

Monika Kafka

dass es mich anrührt,

so ein aufgerissenes stück land
im delta des po, lehmig
die brocken in unmäßigen
reihen der sonne aus-

gesetzt wie die geradlinig
durchpflügten äcker, braungenarbt
dem milchigen licht des himmels
überall im westerwald

sattschwarz schließlich und
glänzend, die erinnerte erde
meiner kindheit, tragend
im widerspruch zur magerzeit

dass es mich anrührt
wenn sich der nebel im spiegel hebt
seh ich die furchen, alle
führen sie durch mich

Andreas Noga

doch

Es ruht kein Auge auf dem Sperling
Joan Didion

meine augen ruhen
auf dem sperling

der vor dem fenster im efeu sitzt
und sich putzt

meine blicke folgen seinem weg
über die sonnenwarme terrasse

sogar einen blumentopf
untersetzer

habe ich ihm hingestellt
den der himmel mit wasser füllt

in dem er badet

Diana Jahr

von der weichheit der hornisse

verirrt hatte sie sich
und wandte sich lauthals an mich
was machst du, wenn der sommer geht?
ich hob die schultern
und schwieg
sie umschwirrte mich, aufgeregt
wo ist mein weg?
wir sprachen über den abschied
des sommers, der zuversicht
und über die ruhe des winters
auf(er)stehen, sagte sie
und berührte mein gesicht
ich wehrte mich nicht
ich war zu müde
sie kroch in mein ohr
und flüsterte
sei einfach, königin,
dann flog sie davon.



eje winter

nahezu nachmittag

mittag nahezu nachmittag. in der kargheit des lichts bleiben stimmen.
stimmen der vögel. einzig diese stimmen der vögel.
erzählend. es ist ein singen, ein vortragen dir.

denn du rapunzelgeborgen im fliederblauen kleid abschreitend flußränder
unter frühblühenden erlen, auch wüstenland und im regen das vorgebirg.
du vernimmst die stimmen der vögel,
deren melodei und hall. erschaut ihre bilder.

von seelen singen die vögel, von den seelen, da hockend
in läarchenwiesen, auf totholz oder von baumkronen beschattet,
bei fingerkräutern, wilder rose, weißer mistel.
die seelen vereint im gespräch, farbenprächtig wie wir selbst,
wie pfingstvogel, nachtigall, seidenschwanz, singend die vögel zu dir.

nun ist abend.

Diana Jahr

notizen aus der picardie (collage)

die picardie in mohngezeiten und salzwiesen, auf denen schafe schlafen.

abgewracktes, eine zecke. où est la mer?

la somme und der baggersee schaukeln, ein blumenmeer weht, gedanken, une gaule et du cidre.

träume glätten le désir, le désir ... grünlandwatt. in einer anderen zeit überströmt la tendresse, ein vogelmeer.

verwaister strand, hochsaison. hahnengeschrei, möwenlachen und die sonne küsst mich heiß.

abendgänsegeschnatter, mopedgeknatter und du -
so weit.

Kathrin B. Külow

der tod der schmetterlinge

die landschaft glüht
gold und tausend farben blau
die augen des wassers
verzweigt vernetzt
überbleibsel gleich den sanften hügeln

an ihren rändern taumeln falter
sitzen an gräsern verschnaufen
erblindet ertaubt
bewegen die flügel
und fallen
seen spiegeln den himmel
am horizont rauscht der wind durch den mais
retten falter sich an die augen der eiszeit
ans todbringende wasser

Andrea Temme

Stubenfliege

Clara steht am Fenster und verscheucht eine Fliege. Sie sieht hinaus auf den Hof, der jetzt grün geworden ist, farbig. Fast bunt. Die Fliege kommt wieder mit lästigem Summen. Setzt sich an das Fenster. Direkt vor Clara. In Augenhöhe. Eine Fliege. Eine Stubenfliege. Das Tier läuft an der Glasscheibe entlang. Glashaftung. Denkt Clara. Die Fliege bewegt sich nach rechts, nach links. Im Kreis. Clara muss lachen. Dein Leben, meine Liebe, verläuft auch nur im Kreis. Dachte Clara und sah dieser Fliege hinterher. Der Lauf der Fliege. Im Kreis, denkt sie. Trotz der Flügel. Liebe Stubenfliege. Es sind Dir Flügel gegeben. Du kannst abheben. Verschwinden. Ab ins Freie. Aber diese Stubenfliege benutzt Flügel offensichtlich nur für die Flucht. *Musca domestica*. Flügel. Was für eine Verschwendung. Es läuft die Fliege insektenblöd an der Glaswand hinab und hinauf und dann aufs Fensterbrett. Stolpert über Staub und Krümel heruntergefallener Blumenerde. Wühlt darin mit ihren Mundwerkzeugen. Läuft an der Karaffe entlang. Hinauf. Saugt an hängenden Tropfen. Ein graues Tier. Kosmopolit. Unglücksbringer. Jetzt krabbelt das Insekt an der Hyazinthe entlang. Vom Geruch betört. Hoffentlich passiert ihr nichts, denkt Clara. Um sich gleich darauf über sich selbst zu wundern. Über sich selbst angesichts dieser Stubenfliege. Die Fliege sitzt auf der Blüte. Läuft im Kreis und wieder hinab. Prüft Fensterbrett, Silikon und Silbergriff. Clara öffnet das Fenster. Macht es weit auf. Draußen ist es nun doch noch Frühling geworden. Nach sieben langen Wintermonaten. Seit 120 Jahren nicht solch einen langen Winter. Sagen sie im Radio. Hat es in der Zeitung gestanden. Seit Menschengedenken. Clara sucht die Fliege. Diese sitzt am äußersten Rand des Fensterrahmens. Fast schon draußen. Aber sie geht nicht hinaus, hebt nicht ab. Kannst nicht mehr, was? Fast flüstert Clara mit der Fliege. Clara die Fliegenflüsterin. Denkt Clara amüsiert. Die Fliege haftet wieder am Glas. Die Augen starr. Facettenaugen. Tausende kleine Einzelaugen. Und doch findet sie das Weite nicht. Die Fliege. Clara steht vor dem Insekt. Auf Augenhöhe. Die Fliege, denkt Clara, kennt vermutlich jeden Winkel in dieser Wohnung. Vermutlich weiß dieses Kerbtier längst, wo es hier nahrhafte Ecken gibt. Vermutlich weiß die Fliege auch die Wärme zu schätzen, das Trockene. Aber warum fliegt sie nicht? In eine andere Gegend. In die Sonne? In eine andere Wohnung? Wenn ihr Flügel gegeben. Warum entschwindet sie nicht aus dem Zimmer? Was denkt dieses Tier über die Glasscheibe. Die durchsichtige Mauer?

Kann sie nicht fliegen, weiß sie nicht mehr, wie es geht? Fliegen! Fliege. Flügel heben. Senken. Heben. Raus. Raus und weg. Du siehst doch, wie es da draußen aussieht. Du hast doch alles im Facetten-Panorama-Blick. Ab ins Leben, meine Liebe. Zu den anderen. Ins Offene. Ins Freie. Ab in die Freiheit. Die Fiege haftet am Glas und sieht Clara an. Direkt in die Augen. Clara im Auge der Stubenfliege.

René Steininger

Einen tasmanischen Tiger betrachtend

Sie sterben nicht,
sie verenden,
sagt man.
Von ihresgleichen
weder beklagt
noch begraben,
hinterlassen sie
nur Kadaver,
keine Toten.
Oder Präparate
hinter Museumsvitrinen,
manchmal
letzte Exponate
ihrer Art.
Doch ihre stummen,
unbewegten Körper
rufen kein Gelächter
hervor
wie im Zoo
Laute und
kleine, komische Gesten.
Glasaugen
geben keine Auskunft
über Blicke.
Wenig verraten uns
Schautafeln
über ihre Gebärden,
ihre Energie,
ihre Art, sich zu bewegen.
Das entschlüsselte Genom
gibt ihr Timbre
nicht preis.

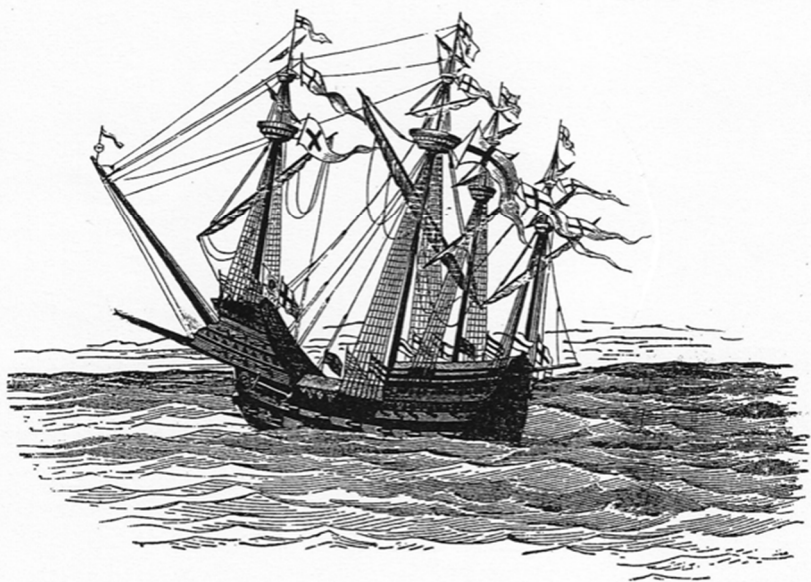
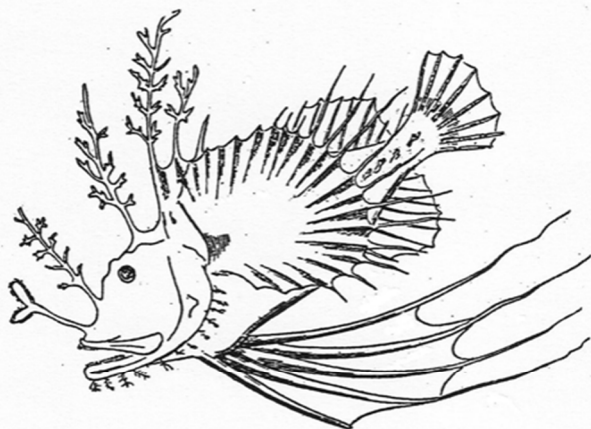
Ethanol
konserviert ihre Hülle
und lässt den Geist
in der Flasche.

Tiere müssen
aussterben,
bevor wir verstehen,
dass sie auch
sterblich sind.

Werner Weimar-Mazur

stadtpark

auf schlafbäumen der krähen
hör ich in den nestern lachende stimmen
im park gehen die leute auf dem kopf
manche sprechen mit enten
andere mit sich selbst
singschwäne schweben ein
im vollbild
einer großaufnahme von schnee
den der parkwächter bewacht
spuren von krähen darauf
und ihre stimmen darüber
ein letztes liebespaar
sucht den see
und will mit den fischen sprechen
unterm eis
wie unter totgetäfelten wänden
in einem anderen raum



Horst Saul

Regen am Björnefjord

Wie jeder Tag
kommt
auch der Regentag
mit Katzenpfoten.
Verrauschtes Klopfen
und verspielter Wind
am aufgesperrten Fenster
wecken den verstörten
Schläfer träumend
einen Sonnentag.
Augen ersticken in
den Regenwäldern
überm Wasser,
die Berge jenseits
und die Inseln
gestern noch Orangen
und Auberginen
im Spätlicht ohne
Abschied verstorben
die Möwen auf den
Felsen verstummt.
Wolken herrschen
im Regenreich
und keiner weiß
wie lang.

Sabine Wreski

Sahara

Modernes Bündnis per Bording
No last-minute-refreshments
Quick check ins without relaxed shopping
Gate open close and take off
Full service of Enterprise solutions

Startklar – SkyTeam „Elite Plus“!
Last call for styled birds with and without baggage
Desert for privileged class

But no check out
Time lost
Or time found?
What's going on now?

Keine Statusmeilen gesammelt
Millionen Sterne gewogen
Und doch
Vom Himmel gefallen

In grenzenlose Dimensionen
In Leere
In Schweigen
Die keine Liebschaft für Tage

Kein Flug zu dir
Nicht verheißungsvoller Zukunft entgegen
Du schüttelst dein goldenes Haar
Und liebst noch immer
Deine Blume

Asteroid B 612
Nobody knows you
For god's sake

Alain Bosquet

Le Tourment de Dieu

Une chaise a pleuré.
Un tapis s'est perdu
dans les jurons et les menaces.
Une lampe a maudit
le jour comme l'étoile.
Une porte s'est plainte
avec des mots de vieux clochard.
Une fenêtre s'est fermée
comme un poème misanthrope.
Objets, vous êtes trop impertinents:
je vous détruis.

aus: Gottes Qual

Ein Stuhl hat geweint.
Ein Teppich ist zwischen Flüchen
und Drohungen verloren gegangen.
Eine Lampe hat
den Tag wie den Stern verflucht.
Eine Tür hat sich beklagt
mit Worten eines alten Penners.
Ein Fenster hat sich geschlossen
wie ein menschenfeindliches Gedicht.
Ihr Gegenstände seid zu unverschämt:
ich mach euch zuschanden.

ins Deutsche übertragen von Peter Ronge

Klára Hůrková

Rumpelkammer

Die Rumpelkammer aufgeräumt
die alten Möbel weggeschafft
den Dingen ihr Gewicht genommen

Plötzlich
war meine Ordnung gestört
es lagen keine Gedichte mehr
in den Zwischenräumen

Die Mausefalle verrostete
die Spinnen blieben in den Löchern
keine Worte mehr konnten
im Netz gefangen werden

Jeder Gegenstand verwaiste
im neuen Licht
des Staubs beraubt

Nachtleben

Einen Spaltbreit
die Balkontür geöffnet
Glocken vom Dom
vierteln die Nachtstunden
wie eine Torte

Die Luft riecht nach
Weltall ohne Sonne

Alain Bosquet

Le Tourment de Dieu

Moi qui voudrais tout dire et ne rien exprimer.
Moi qui voudrais être matière, anti-matière,
et le passage entre l'oiseau et l'océan.
Moi qui voudrais ne rien lâcher, ne rien saisir,
songe mais chair, squelette mais regard, absence
et peur de cette absence, albâtre, écume, amour.
Mais qui voudrait survivre et ne pas être en vie,
chêne mais vent, livre mais coeur, miroir sans neige.
Moi qui voudrais devenir moi comme une erreur.
Moi qui voudrait léguer mon âme à la musique.

aus: Gottes Qual

Ich, der ich alles sagen und nichts ausdrücken möchte.
Ich, der ich gern Materie wie Antimaterie wäre,
und Übergang zwischen Vogel und Ozean.
Ich, der nichts lassen wollt' und auch nichts fassen,
Traum samt Fleisch, Skelett samt Blick, Abwesenheit und
Angst vor dieser Abwesenheit, Alabaster, Schaum, Liebe.
Doch wer wollt' überleben und nicht am Leben sein,
Eiche samt Wind, Buch samt Herz, Spiegel ohne Schnee.
Ich, der wie irrtümlich Ich werden wollte.
Ich, der der Musik meine Seele gern vermachte.

ins Deutsche übertragen von Peter Ronge

Michael Johann Bauer

Erste Begegnung mit sich (selbst)

Gänzlich/unsächlich absorbiert, von selbst sich, harrt er aus; eine formlose Interpretation tiefster und – gleicherdings – innigster Geduld. Vollkommen der Verzicht auf unstatet hervor-aus-ihm-brechendes Handeln demaskierte ihm Masken, sämtliche/hinter den dicht verwucherten Fassaden seiner ursprünglichsten Intentionen atmete, humorend – nicht! verschlagend –, das sanfte Antlitz des Todes, des finalen „Scharlatans“ – so er verfügte; über Willen/Realität –, dessen, der ihm – wohl un=endlich? – mittels schmucklosester Gesten (er=)öffnete, jene elementaren Pforten, dadurch ein nun anderer (– er selbst! –) anhebt zu schreiten, stillschweigend/lächelnden Schrittes.

Und! aus unvorstellbar ferner Ferne, deren Entfernung und Abstand zu ihm, als Maß, in keinster Weise über die dergestaltete Intention verfügen, näher bestimmen sich lassen zu wollen, wölbt hervor: sich: Nähe. Und! mit einem Mal präsentieren: sich: ihm – so nah, dass er, fast erschreckend, zusammenfährt! –: extravagant (ohne jeden Unterlass: ihr steter Wandel!): sich gefallende: Formen, die ihn, ihn berührend – während „sein(st)e“ Wahrheit und Leere avantgardistisch versinken, im blühenden Chaos der Ordnung (oder!/und! präzis andersgedreht) –, hypnotisch mit ambivalentesten Mustern durch= =flammen/und daraus! muss er schmunzeln, ob seiner verblassenden Bewusstheit, ob des Schwindens des Luziden, ob der wiederholt weit in mehr denn ausschweifendsten Variationen schwelgenden, totalen Genesis seines ureigensten, innersten Labyrinths, das er, deshalb gerade, essenziell – der Sehnsucht voll –, herbeisehnt: sich (selbst) – ihm gewidmet – lyrisierend! verfasst, darlegt und!



Paula Böndel

Stimmen

Ich kann ihre Stimme hören, manchmal auch ihr Weinen. Sie spricht leise, fast als spräche sie nicht. Ein kaum hörbares Flüstern, das sofort verstummt, wenn ich mich anstrengte, ihren stockenden Sätzen einen Sinn zu entnehmen. Seine Stimme ist volltönend, kehlige Laute, die in der Stille nachzuhallen scheinen.

Von irgendwo werden sie mir zugetragen, die Stimmen. Aber ich weiß nicht woher. Von hinter der Wand kommen sie nicht. Da wohnt die alte Dame mit dem Hündchen. Erst gestern bin ich ihr wieder auf der Treppe begegnet. Die Stimme, die ich höre, sie gehört eindeutig einer jungen Frau.

Vielleicht liegt es an dem Luftschacht, dass ich alles mitanhören kann. Das ist nicht ungewöhnlich in alten Gebäuden wie diesem. Merkwürdig ist nur, dass ich nicht mit Bestimmtheit sagen kann, ob die Wohnung überhaupt in diesem Haus liegt. Wüsste ich, wo sie sich befindet, würde ich mich dort melden, hätte mich dort gemeldet. Am dem Tag schon, an dem ich die Stimmen zum ersten Mal gehört habe.

Privaten Gesprächen lausche ich nicht gern. Jeglicher Aufprall an Intimität ist mir zuwider. Bereits als Kind habe ich mich strickt geweigert, die Erwachsenen durch Schlüssellöcher zu beobachten. Auch Kollegen gegenüber halte ich ein gesundes Maß an Distanz, mit meinen Studenten bespreche ich ausschließlich das Fachliche. Manchen gelte ich als ein wenig zugeknöpft.

Dieses Schweigen! Die Luft ist heute gesättigt vom Schweigen. Es liegt eine Verlegenheit darin, die weder er noch sie zu bemerken scheint. Dann lausche ich seinem tiefen Tonfall, anteilnehmenden Fragen, die nach Bruchstücken und Zusammenhängen suchen. Spricht sie, indem sie schweigt? Horcht sie einer Stimme tief im Inneren nach? Sie hebt an, dann verliert sich ihre Stimme im Ungewissen. Wieder ist der Raum in Schweigen gehüllt. Ich warte, aber es kommt nichts. Mir verursacht die Stille körperliches Unbehagen, als wäre meine Haut zu eng oder als hause Ungeziefer darunter, das unbedingt heraus will.

Auf diesen Eingriff in mein Leben war ich nicht vorbereitet. Nichts deutete darauf hin, dass mir so etwas hätte passieren können. Ich meine nicht, dass seit Monaten aus irgendeinem, wahrscheinlich technischen Grund Gespräche in meiner Wohnung wahrzunehmen sind. Es wäre eine Leichtigkeit, ihnen zu entgehen. Aber ich kann es nicht. Sie üben eine Anziehung auf mich aus, verlocken mich dazu, mich gerade zu dieser Zeit in diesem Raum aufzuhalten. Manchmal vergesse ich, dass es diese Stimmen überhaupt gibt, aber dann kehrt der Sog zurück.

Es muss doch ein bewährtes Mittel geben, nicht wahr, gegen diese Art von Schwäche? Den ganzen Sommer über hatte ich den Wunsch, mich wieder in den Griff zu bekommen und mein Leben in geregelte Bahnen zurückzulenken. Ich habe versucht, mich zu beherrschen. Ein wenig Disziplin, ein wenig Haltung, mehr hätte es nicht bedurft. Früher wäre mir Derartiges nicht passiert. Wenn ich mir in den Kopf gesetzt hatte, etwas zu erreichen, dann habe ich es auch erreicht. So meinte zumindest eine Kollegin, die mich nicht besonders leiden kann.

Der feuchtheiße Sommer ist in die Stadt zurückgekehrt. Hitzeschleier hängen in der Luft, und aus den Hauseingängen entweicht ein modriger Geruch. Nur in der Nacht schöpfen die Straßen langsam wieder Atem. Am Institut sind die Menschen gereizt, weil niemand mehr richtig schlafen kann. Entweder ist es zu heiß oder zu laut oder beides. Alle warten auf Abkühlung, warten darauf, dass die schwüle Luft sich in Gewittern entlädt und Regenschauer auf die Stadt niederprasseln. Ich warte nur auf die Stimmen.

Wussten Sie, dass man Angst hören kann? Ich spreche nicht von der normalen Nervosität, die sich an einem leichten Zittern der Stimme bemerkbar macht, oder der Kurzatmigkeit, die ganze Satzenden verschluckt. Ich spreche von richtiger Angst. Heute habe ich sie gehört, in ihrer Stimme. Sie drang in meine Wohnung ein, breitete sich dort aus und schien gleichzeitig aus allen Räumen auf mich zuzukommen. Ein ganz feiner, vibrierender Ton, der so unwirklich klang, dass ich plötzlich aufstand. Ich hätte es nicht für möglich gehalten, dass etwas, das ausschließlich einen anderen Menschen betrifft, mich derartig beunruhigen kann.

Beunruhigen? Nein, beunruhigen ist nicht das richtige Wort. Ich habe keinen Namen für das, was sich meines Lebens in den letzten Monaten bemächtigt hat. Die Gleichheit meiner Tage bietet mir weiterhin Halt, nur wenn die Stille zu sehr drückt, spüre

ich, wie sich etwas an mich heranschleicht und mich im Inneren durchlässiger macht. Ganz starr lausche ich mit angespannten Sinnen den Stimmen voraus, höre aber nur ein homogenes Rauschen. An den Rändern meiner Erinnerung schweben Ereignisse aus meinem Leben, die mir fremd und doch vertraut erscheinen. Dann setzt in meinem Kopf ein Kinderlied ein und diese unbegreifliche Empfindung, dass irgendwo eine Platte spielt, die ich nie wieder werde abstellen können.

Werde ich weniger und sie mehr? Heute hatte ich das Gefühl, es wäre ein leerer Raum in mir entstanden, als sei ich im Inneren zum Teil von Termiten zerfressen und genau dort stoße sie hinein. Eine bestimmte Tonart ihrer Traurigkeit hat sich bereits in meine Stimme eingeschlichen, und wenn sie von ihrer Vergangenheit erzählt, muss ich schon aufpassen, dass meine nicht gleich davon verschüttet wird. Es ist, als befände ich mich in einer Parallelwelt, deren Ereignisse mir wirklicher erscheinen als die meines eigenen Lebens.

Etwas geht zu Ende, ganz deutlich spüre ich, dass diese Geschichte bald ein Ende haben wird. Vor meinem Fenster ist der Verkehr zum Stillstand gekommen, weil am Vormittag der erste Schnee gefallen ist. Ich sitze in meinem Zimmer und blicke auf die weiche, zunehmende Dämmerung, während alles um mich herum in die Ferne zu rücken scheint. Es ist unerträglich still geworden, niemand spricht. Nur im Inneren flüstert mir eine merkwürdig unpersönliche Stimme zu, dass all dies vielleicht nie stattgefunden hat. Vielleicht hat es keine Bedeutung mehr, wie ein Hirngespinnst oder ein Überbleibsel aus einem längst vergessenen Traum, das sich mit der Zeit verflüchtigt. Unwirklich – wie das Leben selbst. Nein, wie mein Leben.

Romana Ganzoni

Im Kino

Einander zusehend ausdrehen, das Federkissen aufheben
Nimm dich zusammen, Wundes, sammle dich ein
Gemüse, Frucht und Beere auf dem Boden des Supermarkts
Hinausgetreten an die Strasse, gehen, vorwärts gehen, eins, zwei
Frisch tun unter lauten Menschen, hahaha, ihr Lachen
Geheimnistuerei, hohe Brauen und nie Hunger, eins, zwei
Frisch tun, wie vorher tun, zu denen gehören, nimm dich zusammen
Was nicht falsch ist und gewiss nicht richtig
Sich eindrehen in den Rhythmus der Strasse
In das Lachen, in den Krach von denen
Die Brauen hochziehen und grade gehen, links, rechts
Brot kaufen, Karte kaufen, Kaffee, ins Kino gehen
Warten, Licht aus, und im Dunkeln weinen
Zweite Reihe, wo niemand sein will, keiner von denen
Nur du, du bist noch warm, nun dorthin weinen, wo nur du bist
Wie du das Federkissen aufhebst, niemand kann das, keiner
Niemand ist so leicht, niemand ist so eingedreht, nur du



Doris Anselm

Wie ich wohne

Ich habe seit heute ein Fenster mehr. Ich will es nicht laut sagen, aber das Fenster ist neu. Ich will es deshalb nicht laut sagen, weil niemand das Fenster eingebaut hat. Ich saß am Schreibtisch, wie meistens tagsüber, denn ich arbeite von Zuhause. In der Wohnung war es still. Beim Tippen merkte ich, dass mir die Nase lief. Anscheinend bekam ich schon wieder Schnupfen. Ich hatte ständig Schnupfen diesen Winter. Nachdem ich meinen Satz zu Ende geschrieben hatte, ging ich auf dicken Socken ins Schlafzimmer, um ein Taschentuch zu holen. Beim Eintreten griff ich gleich nach dem Lichtschalter. Ich wohne im Erdgeschoss, und in dem schlauchförmigen Zimmer ist es selbst vormittags recht dunkel. Hinter der langen, kahlen Wand hatte früher ein weiteres Haus gestanden, das aber abgerissen wurde. Der Bürgersteig läuft an der Brache entlang. Ich habe mir oft ausgemalt, wie es wäre, eine Terrasse zu dieser Seite zu haben oder wenigstens ein Fenster. Während ich durchs Zimmer ging, dachte ich, dass es überflüssig gewesen war, das Licht einzuschalten. Anscheinend hatte der Himmel aufgeklart. Der Raum lag hell vor mir. Zerstreut ging ich zum Bett, nahm die Packung Taschentücher vom Nachtschrank und tappte zurück ins Arbeitszimmer. Beim Hinausgehen warf ich durchs Fenster einen Blick auf den Bürgersteig.

Erst, als ich wieder vor meinem Schreibtisch stand, fiel mir ein, dass man den Bürgersteig aus meinem Schlafzimmer gar nicht sehen konnte. Das kleine Fenster, das einzige, ging auf den Innenhof hinaus. Ich musste mich getäuscht haben. Schniefend setzte ich mich an den Schreibtisch, denn ich wollte mit meiner Arbeit fertig werden. Der Winterhimmel draußen trug ein dickes Grau, genau wie vorhin, wenn nicht noch dunkler. Warum war es dann ausgerechnet im Schlafzimmer so hell gewesen?

Ich schlich zurück. Mitten in der langen Wand saß ein großes Fenster. Es war etwa einen Meter breit und reichte bis zum Fußboden. Dort unten drohte nach wie vor der Bücherstapel umzukippen, den ich seit Monaten hatte wegräumen wollen. Er sah aus wie immer. Nur, dass er jetzt am Glas lehnte und nicht mehr an der Wand. Ich strich über den obersten Buchdeckel und zog eine fingerbreite Spur in die Staubschicht, die darauf lag. Durch das Fenster sah ich auf die Brache und den eisbedeckten Bürgersteig. Im ganzen Zimmer herrschte angenehmes, gleichmäßiges Licht. Wie in einem Atelier.

Ein Schatten fiel in mein Blickfeld. Unwillkürlich zuckte ich vom Fenster zurück. Eine Frau ging draußen vorbei, mit einem kleinen Jungen an der Hand. Ich kannte die beiden vom Sehen. Sie staksten und schlidderten, bis der Junge ruckartig stehen blieb und mich ansah. Weil die Frau ihn weiterziehen wollte, fiel er hin. Er weinte nicht, sondern rappelte sich hoch, deutete auf mich und fragte etwas. Jetzt sah auch die Frau zu mir herüber. Ich weiß nicht, warum ich es tat, aber ich griff blind nach dem obersten Buch auf dem Stapel, nahm es und blätterte darin herum, als hätte ich niemanden bemerkt. Der Staub legte sich auf meine Finger. Zugleich sah ich verstohlen an mir herunter. Meine Kleidung war in Ordnung. Manchmal setzte ich mich auch im Nachthemd an den Schreibtisch, weil es bequemer war. Doch heute trug ich Jeans und einen Pullover. Die Jeans hatte ein Loch links über dem Knie, was man aus einigen Metern Entfernung jedoch nicht erkennen konnte. Ich sah ganz normal aus. Als ich den Blick wieder hob, war die Frau gerade dabei, dem Jungen zu antworten. Dann zog sie ihn mit sich fort. Ich spürte, dass es aus meiner Nase auf das Buch tropfte. Eigentlich wollte ich das Fenster genauer in Augenschein nehmen, besonders die Stellen, an denen es in die Wand eingesetzt war. Vielleicht konnte ich Spuren entdecken. Aber ich fühlte mich mit einem Mal so krank, dass ich mich hinlegen musste.

Jetzt liege ich unter der Decke. Von meinem Bett aus sieht man den Bürgersteig, und vom Bürgersteig aus sieht man mich. Mir ist heiß. Ich möchte wissen, was die Frau dem Jungen über mich gesagt hat. Sie wirkte selbstbewusst und sicher bei ihrer Erklärung. Als habe alles seine Richtigkeit. Zu wundern schien sie sich über das große Fenster nicht. Als wäre es immer schon da gewesen. Es hat keinen Griff, es ist einfach in die Wand eingelassen. Sobald ich mich besser fühle, muss ich unbedingt meinen Vermieter anrufen. Ich muss energisch auftreten und klarstellen, dass er nicht einfach so ein neues Fenster einbauen darf. Aber ich höre schon seine Stimme. Was, wenn er sagt: Wieso neu? Wieso einbauen? Wann soll das gewesen sein? Und was sage ich dann? Dann bleibt mir nichts anderes übrig, als so zu tun, als hätte ich mein Leben lang schon ein Fenster mehr gehabt. Lieber warte ich, ob etwas mit der Post kommt, eine nachträgliche Ankündigung der Baumaßnahme zum Beispiel.

Draußen fährt ein Streifenwagen vorbei. Er wird langsamer und zwei Polizisten schauen aus dem Auto zu mir herein, jedenfalls kommt es mir so vor. Vielleicht fragen sie sich, warum ich am hellen Mittag im Bett liege. Ich bin krank. Ich könnte auch eine Nachtschicht gehabt haben. Der Streifenwagen beschleunigt und fährt davon. Schwitzend drehe ich mich auf die andere Seite und versuche, nichts weiter zu den-

ken. Die Polizei kommt ohnehin nur selten durch diese Straße. Es ist eine friedliche, sichere Gegend. Das große Fenster ist kein Einbruchsrisko, weil es sich ja nicht öffnen lässt. Ich könnte mir bodenlange Gardinen anschaffen. Allerdings könnte ich sie auch nicht immer zugezogen lassen. Was würden die Polizisten denken, wenn sie wieder einmal vorbeikämen, was die Frau und der Junge? Im Grunde ist die Wohnung in dem neuen Licht sogar schöner. Ich kann später darüber nachdenken. Erst muss ich etwas schlafen.

Das Fenster nimmt jetzt die ganze Wand ein. Oft gehe ich daran entlang und streiche mit dem Handrücken über die glatte Oberfläche. Ich muss zugeben, dass die Wohnung durch die geöffnete Seite etwas von einem Loft bekommen hat, was ich mir niemals leisten könnte. Hätte ich die Wahl gehabt, wäre mir eine Glaswand im Wohnzimmer lieber gewesen als im Schlafzimmer, aber nun ist es so. Vom Vermieter habe ich nichts gehört. Ich werde ihn auch nicht anrufen. Ich fürchte, dass er fragen würde, ob ich mich allen Ernstes über ein Panoramafenster beschwere. Über zu viel Licht in einer Erdgeschosswohnung. Ich höre ihn die hohen Mietpreise erwähnen, die sonst üblich sind bei einer solchen Ausstattung. Also sage ich lieber nichts. Ich könnte die Frau mit dem Jungen fragen, wenn sie wieder einmal vorbeikommt. Aber wie soll ich sie denn fragen, wenn sie mich nicht fragt? Entschuldigung, wissen Sie, ob diese Glaswand hier schon immer da war? Gardinen habe ich nicht angebracht, ich habe in keinem Geschäft der näheren Umgebung die passende Größe gefunden, und inzwischen habe ich mich auch an die Glaswand gewöhnt. Mein Schnupfen ist beinahe auskuriert, was sicher an dem vielen Licht liegt, dass ich nun abbekomme, sogar, wenn ich zuhause bin. Das Eis auf dem Bürgersteig draußen ist fort. Die Frau und der Junge winken mir freundlich zu, wenn sie vorbeikommen. Ich winke zurück und lächle, auch wenn ich gerade beim Anziehen bin. Sie können ja nichts dafür. Schließlich haben nicht sie eine Glaswand in ihrer Wohnung, sondern ich. Die Polizisten sehe ich nicht mehr, wahrscheinlich fahren sie eher nachts Streife. Sollten sie dann vorbeikommen, werden sie mich gut zugedeckt in meinem Bett vorfinden.

Manchmal frage ich mich, wie es sein wird, wenn auch die anderen Wände transparent werden. Denn ich mache mich langsam mit dem Gedanken vertraut. Im Badezimmer wäre mir das etwas unangenehm. Wobei ich dort vermutlich nichts anderes tue als die meisten Menschen. Wenn die Wände zu den Nachbarwohnungen ebenfalls durchsichtig würden, gliche sich das Ganze ja praktisch wieder aus. Da könnte sich niemand beklagen. Ich am allerwenigsten. Es wäre sinnlos, eine gläserne Wohnung zu

fürchten, denn dann müsste ich ja ebenso fürchten, dass meine Kleidung durchsichtig wird. Dem Lauf der Dinge nach wird das gewiss irgendwann geschehen. Ich frage mich nur, was die Frau und der Junge dazu sagen werden, wenn ich nackt vor ihnen herumlaufe. Ich werde mein Leben ganz normal weiterführen. Niemand hindert mich daran. Ich kann ja schlecht sagen, dass es mir peinlich ist, weil ich bis vor kurzem noch in lauter geschlossenen Räumen hinter Wänden gelebt habe. Da hätte ich mich schon am Anfang beschweren müssen. Jetzt ist es zu spät.

Der Text folgt in seiner Struktur Ilse Aichingers Kurzgeschichte „Wo ich wohne“.

Kai G. Klein

Tryptophan-Rituale

Ich bin ein Augensammler. Ich brauche warme und gütige Augen, immer dann, wenn die Bilder kommen. Ich strebe nach Bildern, die ich der Hölle entgegen halten kann, bin auf der Suche nach Augen, die sind wie leuchtende Bienenwaben. Allerdings sind jene schwer zu finden. Ihr Verhältnis ist 1:1290114.

Manchmal erscheint eine Tür in der Realität, die zu einer bestimmten Treppe führt. Hervor tritt dann der Teufel der guten Absichten, mit seinen tiefbraunen Augen und den gefärbten Haaren. Dieser Blick! Dieser alles in den Abgrund reißende Blick! Immer wieder muss ich ihn sehen. Ich würde diese Augen am liebsten mit einer Fackel ausbrennen. Stattdessen muss ich sie manchmal minütlich durch andere ersetzen, um sie wegzudrängen, sie von Mal zu Mal auszulöschen, um es wenigstens halbwegs ertragen zu können. Sie kommen, steigen in mir hoch, versuchen sich in mir und dann in anderen auszubreiten, wollen sich dort in meiner Wirklichkeit festsetzen. Ich kämpfe, strauchele, falle, getroffen von jenem fremden Blick, der mich bis ins Mark erschüttert hat. Ein Teil von mir ist seitdem verdunkelt, verflucht, verdammt dazu, es immer und immer wieder sehen zu müssen. Die Tür, die Treppe, der Blick. Der Blick, die Treppe, die Tür.

Ich suche die richtigen Augen, die zu den meinen passen und die alle Zeiten überdauern. Ihr Verhältnis ist 1:1290114. Ich bin auf der Reise zur richtigen Sicht. Darum gehe ich mehrfach am Tag einkaufen, halte mich immer dort auf, wo viele Menschen sind, besuche Konzerte, nehme an Veranstaltungen jeglicher Art teil, nur um genau diesen dort zu begegnen. Doch bis jetzt hatte ich kein Glück. Könnte ich sie finden, würden sie mit einem Male den ganzen Dreck wegwischen und bliebe nur noch mein Herz übrig. Ich könnte endlich wieder frei sehen.

Ja, ich gebe es zu: Ich besaß sie schon einmal, ich gehörte zu den Auserwählten, habe sie jedoch verloren, weil ich dachte, sie nicht zu brauchen. Ich glaubte, aus mir selbst heraus genug leuchten zu können. Das war ein Trugschluss! Ich habe seitdem soviel Nichts in mich hereingelassen, soviel Dunkelheit absorbiert, dass ich jetzt den Weg nicht mehr allein nach Hause finden kann, den Weg in mein Herz. Aber irgendwo müssen sie ja noch sein. Irgendwo da draußen; leuchtend, niemals vergehend, das Gute hervorholend. Ich vermisse und suche noch immer DAS andere verwandte Universum, welches ich dann in meines einsetzen kann, um in diesem leben zu kön-

nen. Manchmal kann ich in keinen Spiegel mehr schauen, ohne diesen negativen Ausdruck sehen zu müssen, der den meinen überlappt und welchen ich dann immer wieder wegmachen muss. Er bringt pechschwarze Orte in mir hoch, die ich selbst erschaffen habe und die ich für längst vergessen hielt, vermischt mit fast unerträglichen Erinnerungen, die nicht mir gehören und niemandem gehören sollten ... Ich kann bei den Menschen, die ich liebe, schon lange nicht mehr dorthin schauen, wo ihre Seele sitzt, aus Angst, jenes Glotzen auf sie zu übertragen. Blind zu sein, ist nicht das Schlimme. Wer wirklich blind ist, muss gar nichts sehen. Zu sehen und immer wieder in den Abgrund zu starren, fühlt sich auf Dauer an, wie in den Abgrund zu fallen. Ständigem Schwindel ausgesetzt, der Gleichgewichtssinn aufs Empfindlichste gestört, hat man Glück, wenn man festes geistiges Schuhwerk trägt.

Nach einem langen Kampf der Bilder, liege ich manchmal auf dem Sofa, zuweilen auch auf dem Boden, und starre die Decke an. Ich habe meine Decke mit Fotos und Bildern der Menschen tapeziert, die ich liebe. Die meisten sind bereits von mir gegangen, aber ihre Gesichter sind mir geblieben. Die Fenster zur Seele wurden bei mir zum Fenster des einen Himmels, zu dem ich immer aufschauen kann. Wenn der Schmerz abklingt, stopfe ich mich dann mit Cashew-Kernen voll, trinke literweise Soja-Milch oder esse puren Kakao, nur um mich für den nächsten Kampf zu stärken. Denn der kommt ganz bestimmt.

Grüne, blaue oder Mischaugen löschen die sich selbst reproduzierenden Blicke aus - braune gehen gar nicht, so war es bisher, viele, viele Monate lang. Vor ein paar Tagen jedoch, an einem sehr seltenen Tryptophan-Tag, fand ich einen Weg, dass auch braune Augen zu mir kommen können, ohne dass es mir Schmerzen zufügt. Es müssen jedoch welche sein, die den Anschein erwecken, zum Abgrund zu gehören, jedoch auch das Licht der Heiligen in sich tragen. Es sind jene, die in beiden Welten zuhause sind. Über ihr Verhältnis gibt es keine genauen Angaben, jedenfalls gibt es keine Statistik, die mir bekannt wäre. Ich fand in meiner Erinnerung dann endlich eine Person, die diese Voraussetzungen erfüllte. Ich hatte jahrelang nicht mehr an sie gedacht, obwohl sie mich nie wirklich verlassen hat. Ihre Augen waren braun, und sie besaß trotzdem genug Licht in ihrer Dunkelheit, dass sie jenes quälende Starren übernehmen konnte. Immer wenn die Blick-Signatur sich nun langsam aufbaut, schicke ich jene Person vor. Sie tritt aus mir heraus, übernimmt dann die schlechte Sicht, den umher fliegenden Müll, die Gefühle, die irgendwem gehören, und löscht sie somit aus. Erst seitdem kann ich wieder frei sehen, wenn auch immer nur für eine kurze Zeit lang. Die Abstände werden aber länger und länger.

Ich bin weiterhin auf der Suche, auf der Reise zu der einen Person, die alles aus mir entfernt und wieder auf 1 zurücksetzt, der ich fest in die Augen schauen kann, ohne mich dabei anstrengen oder etwas auslöschen zu müssen, ohne den Verstand zu verlieren – oder gerade den, um mein Herz wieder zu finden. Aus ihren Augen soll dann meine Welt leuchten. Unter all den Menschen muss sie irgendwo zu finden sein. Das Verhältnis ist 1:1290114.



Anke Engelmann

Ich ist Anna

Ist da jemand?

Ihre Wohnung hängt voller Spiegel. Einer begrüßt den Besucher im Korridor, quer an der Schmalseite. Ein mannsgroßer im Wohnzimmer, zwischen den beiden Fenstern schräg gehängt, herrscht wie ein drittes Auge über den Raum. Wen sieht er, wer tritt aus ihm heraus an den langen Vormittagen, wenn die Wohnung leer und sie nicht zu Haus ist? Manchmal, wenn sie sich allein fühlt, stellt sie Musik laut und dann tanzt sie durch die Räume, stampft mit den Füßen und dreht sich, schüttelt die Schultern, hebt die Arme über den Kopf und streicht das Haar aus dem verschwitzten Nacken.

Verstohlene Blicke in die Scheiben des Küchenschrankes, in den großen Spiegel im Wohnzimmer, in die Fensterscheiben, an denen von draußen undurchdringlich die Nacht klebt. Ihr Blick springt von Spiegelbild zu Spiegelbild. Sie prüft ihren sich im Rhythmus wiegenden Schatten, der an den Wänden flackert. Lass uns spielen, flüstern die Spiegel, ich will dich, raunen die beschlagenen Scheiben, doch sie wirft hochmütig das Kinn und schwingt herum und tanzt, tanzt ihrem gläsernen Schattenlieb davon und kehrt sich und lächelt voll Verheißung und lacht, wie nur sie lachen kann. Ganz natürlich. Ohne Koketterie. Und wirbelt und wiegt sich, bis die Musik ausklingt. Wie schön sie ist. Ich nenne sie Anna.

Anna denkt sicher oft an ihn. An ihre erste Nacht. Die erste Nacht ist immer die wichtigste. Auch wenn nichts passiert. Bis zum Morgen hatten sie draußen gegessen. Anna hatte gefröstelt und sich wärmesuchend an ihn gelehnt. Er hatte gezögert – hatte er gezögert? Dann hatte er sich zu ihr gebeugt und sie geküsst. „Wir haben nur geknutscht, sonst nichts. Das hat nichts zu bedeuten“, würde Anna später seiner Frau beteuern, die ihre beste Freundin war.

Mir. Sie sah mir ernst in die Augen und ich fühlte mich ihr nah. Wir umarmten uns und ich weinte. Ich bewunderte sie. Ich vertraute ihr. Nach ihrem Geständnis mehr als jemals zuvor.

Anna zelebriert ihr Morgenritual. Anna beugt sich über das Waschbecken, dicht an den Spiegel heran, und zieht mit den Händen die Haut straff. Sie scannt ihr Gesicht, Quadratzentimeter für Quadratzentimeter, fahndet nach Unreinheiten, Pickeln, winzigen Härchen, ersten Falten. Greift mit einer Pinzette nach den schwarzen Punkten, die an der Nasenwurzel nachgewachsen sind. Hält plötzlich inne: Was, wenn er sie so sehen könnte, über das Becken gebeugt? Anna lächelt ihr Spiegelbild an, verzieht den

Mund, streckt sich die Zunge heraus. Was fällt ihr ein! Hastig trägt sie das Make-up auf, Tusche, Lidstrich, Lippenstift. Ein Blick zurück, ein Küsschen ihrem Gegenbild. Jeden Tag. Als ob sie sich ihrer Existenz vergewissern müsste.

Seit jener Nacht hockte das Nichts zwischen Anna und ihm, wurde dicker und dicker mit jeder Begegnung. Sie mühten sich, es zu ignorieren, doch das Nichts nahm sich seinen Fraß und sie begannen, es zu füttern: verstohlene Blicke, ein Lächeln, Berührungen, die mehr versprachen, gestohlene Küsse. Wie sie sich schmückte, wie sie lange vorm Spiegel stand, wenn er kommen sollte. Wie sie tanzte. Vor allem, wie Anna tanzte. Als ob sie sich in ihm erkannte, in seinen Augen, sie drehte sich und schwang herum und zwinkerte ihm zu über die Schulter, kickte die Hüfte, warf das Haar und schnalzte mit den Fingern. Und er strich um sie wie ein verliebter Kater und wiegte den Leib. Anna strahlte, sie blühte. Und er lächelte verwegen, dann verlegen. Und dann lachten beide und lösten sich voneinander. Da war das Nichts schon ein Garnichts, ein Überhauptnichts, ein Wo-denkst-du-hin-wir-sind-doch-nur-Freunde-und-sonst-nichts-Nichts.

Wie nah sie mir ist. Ich könnte sie beißen. Ich könnte meine Hände um ihren Hals legen. Ich sehe die feinen Härchen an Annas Wange, ein Klumpen Tusche hängt an einer Wimper und bringt sie zum Zwinkern. Sie streicht ihn mit den Fingern weg. Ich sehe die kleinen Unreinheiten, die Unvollkommenheiten. Ins Grobe vergrößert. Fältchen um die Augen, die großen, braunen Augen. Kleine schwarze Borsten, wo sie sich Haare ausgezupft hat. Schweineborsten. Mit Lippenstift hat sie den Lippenrand übermalt, ein viel zu großer Clownsmund. Mit Make-up die Haut zugekleistert. Tünche.

Ich schnappe nicht zu. Nein. Ich spiele mit. Ich schneide eine Grimasse, lächle, strecke Anna die Zunge heraus. Schweineborsten! Clownsmund! Ich lächle und werfe Anna ein Küsschen entgegen. Wie schön du bist. Anna. Schweineprinzessin Anna. Mit deiner zugekleisterten Haut. Ich sehe dich, wie nur du dich siehst.

Und vielleicht er. Vielleicht hat auch er sie so gesehen. So nah. Vielleicht hat ihr das gut getan, dass er sie so sehen kann und ihm das nichts ausmacht. Vielleicht hast du geglaubt, dass er alles über dich weiß. Anna. Auch das, was du dir selbst nicht eingestehen willst. Dass er dich trotzdem liebt. Trotzdem. Hast vergessen wollen, was er sehen kann. So nah. Dass er dir so nah war. Dass er bei mir war und dabei dir nah, so nah, als wäre er in dich gekrochen und hätte dich ganz ausgefüllt. Als wäre er du. Das ist, als ob jemand gestorben wäre.

Aber du Anna. Ich sehe dein Kindergesicht, wie deine Zöpfe wippen, deine nackten Füße in den Kindersandalen. Wie wir die Nachbarn mit Klingelpost ärgern und wie

die Schmidtn aus ihrer Wohnungstür kreischend hinter dir herstürzt. Du neben mir auf dem Weg in die Schule. Wir zwei auf meinem Bett sitzend, laute Musik, Wimperntusche und die erste Zigarette. Getrieben habt ihr es. Gierige Küsse. Sex. In die Tiefe bin ich gefallen. Da war der Schmerz, kalt, scharf, eine spitze Scherbe, ein flinker wendiger Dolch, „klirr“ machte es und ich brach in tausend Stücke entzwei. Tränen flossen aus mir heraus wie Blut. Da wurde ich ganz kalt, ganz kalt. Da kroch ich in ihren Spiegel. Da war so viel Platz hinter ihrem Spiegel. Da habe ich mich verkrochen in der Kälte. Im Eis.

Hinterglasmalerei. Ich bin, was Anna sieht, wenn sie Anna sieht. Ich habe Annas Bild besetzt, ihren Platz eingenommen. Im Spiegel. Ich beobachte Anna auf ihren Wegen durch die Wohnung, ich hocke in den Scheiben des Küchenschrankes, ich zwinkere Anna zu aus den Augenwinkeln aus dem Wohnzimmer Spiegel, aus dem im Korridor und dem über ihrem Bett. Ich tanze mit Anna. Ich belauere Annas flackernden Schattten an der Wand. Jetzt bin ich sie. Ich ist Anna.

Ich bin eine reflektierte Person. Ein Spiegel gibt nur ein Bild wieder. Wer ist dahinter, wer füllt es mit Leben, wer gibt ihm Tiefe? Ohne Spiegel, Anna – wer bist du? Ohne Spiegel – was bleibt von dir? Ohne dich, Anna – was bleibt von mir?

Wer ist ich? Der Schmerz ist ich. Anna und ich. Wir stehen einander gegenüber, sehen uns an. Wir vervielfachen uns ins Unendliche. Ins Lapidare. In jedem Bild ein kleineres, das ein kleineres enthält, das wiederum ein noch kleineres enthält. Eine kleine, flache Anna, die ich ist, die Anna ist, die ich ist. Eine Anna für dich, eine Anna für mich. Und dort, wo sich Parallelen berühren, die sonst unbeeindruckt nebeneinander fahren, verschmelzen unsere mikroskopisch kleinen Abbilder und heben sich auf.

In Ewigkeit. Anna forever.

Ein Bild. Eine Interpretation vielleicht. Ein winziger Augenblick bohrt in meiner Erinnerung. In meiner Erinnerung, die vielleicht nur ein flaches Bild ist, sehe ich Anna. Ich sehe Anna, sie hebt den Arm. Meinen Arm. Annas Arm. Ich sehe Blut. Annas Blut an Annas Hand. Unser Blick schweift, Scherben, überall Scherben. Blut auf den Scherben im Zimmer. Im Korridor. Im Bad. Alle Scheiben zerschlagen, zerrissen, leere Augen. Tot. Anna ist tot, sagt er. Er lügt! Anna in der Wohnung im Zimmer im Bett in Scherben. Leblos. Rotes Blut auf schneeweißem Bettzeug. Blut und Scherben. Glück und Glas, alles in Scherben. Ich glaube ihm nicht. Wie könnte ich ihm noch glauben? Du lebst Anna. Wenn du tot wärst, Anna, das würde ich spüren. Denn ich lebe doch. Und ich bin du.

Anna?

Horst Saul

Ende des Sommers

Der Sommer geht
gegen meine inständige Bitte
wird hingerichtet vom Sturm
Meine Nächte zerfressen
den Traum wie
einen faulen Apfel
Zitternd zieht die Liebe
den Mantel an
fühlt sich einsam
im Blättertreiben
Blinde Scheiben starren
auf mich wenn
ich weinend bin
ein Gefangener
meiner Sinne
ein Nicht-sterben-Wollender
ausgeliefert der Wollust
und dem lumpigen Gesindel
der Schatten

Dann gehe ich hinaus
wie damals mit dir
stolpere über den
brütenden Schwan
peile den Adler an
der seine Kreise über
Schwarzen Löchern zieht

Klaus Roth

unter unbekannten stern
taumeln die gassen
unbekannte grüßen
schneiden grimassen
oder zwinkern mir zu
als ich um die ecke biege
kommt mir mein doppelgänger
entgegen

Michael Augustin

Einsam

Immer wenn sie
einsam ist
einsam ist
einsam ist

mit dem sie auf dem
Sofa dann
Sofa dann
Sofa dann

wie du's vielleicht auch
selber bist
selber bist
selber bist

vielleicht noch was
erleben kann
erleben kann
erleben kann

macht sie sich eine
Flasche auf
Flasche auf
Flasche auf

und kippt noch ein paar
Schnäpse drauf
Schnäpse drauf
Schnäpse drauf

so lang bis sie als
Resultat
Resultat
Resultat

endlich einen
sitzen hat
sitzen hat
sitzen hat

Anke Meyring

Ohn Gesicht

Die Montage waren am einfachsten. An einem Montagmorgen trübt die Melancholie des verloren gegangenen Wochenendes die Gemüter ein, so dass keiner auf den anderen mehr achtgab, als es unbedingt nötig war. Am ersten Arbeitstag der Woche war er daher annähernd unsichtbar. Sein Montagsgesicht war probat, er trug noch ein paar Augenringe auf und war damit bestens gekleidet.

Die anderen Wochentage waren da schon schwieriger.

An einem Dienstag schlurfte er ins Badezimmer und zögerte, das Licht anzuknipsen. Im Halbdunkel starrte er in den Spiegel auf die fast formlosen Konturen seines Gesichtes und seufzte. Wenn er Licht machte, würde sich an seinem Anblick kaum etwas ändern, ja er war überzeugt, dass jegliche Veränderung nur seiner Einbildung entsprang. Nicht umsonst hatte er neben seinem Montagsgesicht ein schier unerschöpfliches Repertoire an Minen, Masken und Fratzen – er hatte schlichtweg kein eigenes Gesicht.

Er zog an der kleinen Lampenkette über dem Spiegel und betrachtete im Sirren der Neonröhre sein Antlitz. Wie ein leergefegter Platz an einem Februarnachmittag lag es da. Nicht einmal Brauen wuchsen über den Augenhöhlen, in denen sich zwei schwarz polierte Kreisel langsam zu drehen schienen und so den Eindruck von Lebendigkeit erweckten. Eine Nase fehlte ihm ganz, und sein lippenloser Mund wirkte wie eine Kerbe in einem ungebackenen Brotlaib.

Seufzend überlegte er, was diesem Dienstag wohl anstand. Was würden die anderen von ihm erwarten? Was würde sie überzeugen?

Seit er ein Kind war, stellte er sich diese Fragen, Tag um Tag. Für seine Mutter trug er ein Leuchten im Auge, für seinen Vater den Ernst im Gesicht. Für seine Kollegen packte er oft einen ganzen Beutel Grinslippen ein: eines für das Guten-Morgen im Fahrstuhl, eines für die Sekretärin seines Chefs und noch ein paar für die dreckigen Witze seiner Kollegen.

Aber heute fühlte er sich nicht so gut, war unsicherer als sonst, was seine Mimik betraf. Er kämmte das Haar zurück und versuchte es mit dem braven Angestellten, der ging immer. Scheitelfrisur, nussbraune Augen, glattrasierter Büroteint. Nicht unzufrieden betrachtete er sich im Spiegel. Die Nase ein klein wenig breiter formend bemerkte er, dass sich die Maske an den Schläfen löste. Entsetzt sah er zu, wie sich die

Haftung mit einem leisen Plopp verabschiedete und ihm sein Kunstwerk entglitt. Das war ihm schon lange nicht mehr passiert.

In welche Hülle sollte er diesen verflixten Dienstag nur einpacken? Der nette Kollege war ausgebleicht, den Arschkriecher musste er erst einweichen, um ihn gründlich zu reinigen und der Bürohengst stand ihm heute nicht. Wütend donnerte seine Faust gegen die Wand, dann sank er auf den Rand der Badewanne. Mit tiefen Atemzügen suchte er nach der nötigen inneren Ruhe, um eine Lösung zu finden. Irgendetwas stimmte mit ihm nicht. Seufzend stellte er sich wieder vor den Spiegel und starrte in die Leere seines Abbildes. So konnte er nicht unter Menschen, ihm fehlte ein Gesicht. Keine Maske, kein Visier – ein eigener Ausdruck.

Plötzlich fürchtete er sich. Er hatte nie etwas Eigenes besessen. Er hatte nur seine Mienen, aber je intensiver er überlegte, welche er tragen sollte, desto blasser wurden sie – ja, durchscheinend.

An diesem Dienstagmorgen betrat er schließlich als Ohn Gesicht die Straße und reihte sich mit gesenktem Blick in die Kolonne der Arbeitspendler ein. Keiner schien besondere Notiz von ihm zu nehmen, so dass er es nach einer Weile wagte aufzuschauen. Sah er da im zähen Malstrom etwa blasse Gestalten – so wie er eine war? Im Foyer seines Bürohauses begrüßte ihn die Empfangsdame wie jeden Morgen – nur heute sah er, dass alles an ihr aufgesetzt war. Je mehr er seinen Blick schärfte, desto deutlicher nahm er wahr, dass ihnen allen mehr oder weniger ein Gesicht fehlte.

Aufgeregt stürmte er in das Herrenklo, um sich Wasser ins Gesicht zu spritzen – und blickte auf die starre Keramik seines Spiegelbildes. Je länger er es betrachtete, desto fremder, maskenartiger wirkte es.

Er trat näher an den Spiegel und dann – mit einem leisen Knacken – zeigten sich feine Risse in der Glasur.

Tania Rupel

Eine Begegnung

Sie machte sich auf den Weg zum Park. Endlich Feierabend, dachte die Frau. Heute war sie noch müder und langsamer als gestern. Trotzdem wollte sie sich unbedingt auf ihre Bank setzen. Im Winter setzten sich die anderen nur selten hin. Gewöhnlich spazierten sie umher, bewarfen einander mit Schneebällen oder rodelten. Ganz ungehofft saß ein Mann auf ihrem Platz. Sie musste zucken: „Mein Gott, habe ich mich erschrocken!“ Warum genau hier, fragte sie im Stillen und überlegte schnell, was zu machen wäre. Wie ich das hasse! Diese widerlichen Überraschungen, die immer auf mich lauern.

Bitte, bitte, geh weg! Das ist meine Bank, murmelte sie und fixierte den Mann aus sicherer Distanz. Ich werde vor deinen Augen auf und ab laufen, bis du aufstehst. Du musst einfach verschwinden. Mach schon, verzieh dich!

Bald stand der Unbekannte auf und die Frau stürzte sich auf die Bank. Sie putzte sofort den Schnee von der Lehne weg wie vom Mantel einer alten Freundin und streichelte zärtlich das Holz: „Ich bin´s, ich bin da!“ Dann setzte sich hin und ein Mädchen rief ihr zu:

- Hey, steh auf, der Schnee wird dich zuschütten!

Sie stand nicht auf. Gerade hatte sie ihren Platz zurück erobert. Hier fühlte sie sich sicher. An diesem Abend könnte sie keinen anderen Schock ertragen, lieber Schnee auf die Schultern. Ja, sie war die Frau, die Veränderungen hasste. Und zwar weniger die, die in jener heimtückischen, unmerklichen Geschwindigkeit geschahen, als vielmehr die plötzlichen. Diese waren ihr wahrer Feind. Seit frühester Kindheit war sie wechselnden Lebenssituationen ausgesetzt, und sie wusste: das sind gewaltige, sich über dich stürzende Wellen, die dich in eine unbekannte Richtung ziehen, ohne sich um deine Angst zu scheren.

Kaum hatte sie einen Weg gefunden, ohne ihren Kater auszukommen, als sie auch ihre Mutter verlor. Dann musste sie sich an die Stiefmutter und deren Sohn gewöhnen. Und als sie glaubte, auch das geschafft zu haben, sagte ihr der Vater, dass er im Ausland arbeiten müsse, nahm sie bei der Hand und brachte sie mit dem Zug in ein Städtchen. Als sie dessen halb zerfallenen Bahnhof betrat, kehrte sich etwas in ihr um. Sie kam ins Heim - eine fremde Atmosphäre, unbekannte Kinder ... Wie werde ich mich an all das gewöhnen?, schrie eine Stimme in ihr.

Sie gewöhnte sich daran. Sie wusste selbst nicht wie. Es dauerte Jahre. Dann überraschte sie die Volljährigkeit. Beim Abschied ermahnte sie eine Erzieherin, ihre Denkweise zu ändern, da sie es sonst schwer haben würde.

Wie soll ich selbst ein solches Chaos in mir anrichten, indem ich mein ganzes Denken umkremple, dachte sie damals verwirrt. Wohin soll das führen? Sogar mit dem Wetter war sie fertig. Das hat es aber auch in sich! Ich kann mich nicht an diese Umschwünge anpassen, ärgerte sie sich oft. Mal scheint die Sonne, mal regnet, donnert oder stürmt es. Wie soll man sich darauf vorbereiten! Genug! Ich werde die Sommersachen anziehen, immerhin haben wir August, sagte sie sich einmal entschlossen.

Dann kam der Januar, sie aber warf sich gerade einmal eine Strickjacke über die Schultern. Danach war sie lange krank. Und als ihre Zeit für den Wintermantel anbrach, brannte schon draußen die Sonne vom Himmel. So gafften die Leute weiter hinter ihr her und wunderten sich, dass sie im Sommer noch den Wintermantel, im Winter aber ein Kleid trug, diese Frau mittleren Alters, mit der seit Jahren immer gleichen Frisur, oft mit einem Buch unter dem Arm, die immer zur selben Parkbank ging, nachdem sie die Büros und Aufgänge geputzt hatte, für deren Reinigung sie zuständig war.

Die Schneeflocken wirbelten verrückt umher und deckten sie mitsamt ihren Erinnerungen zu. Auf ihrer Bank, auf diesem sicheren Terrain, brach später das Schneege-stöber über sie herein. Der Gedanke, aufzustehen und nach Hause zu gehen, kam ihr. Aber er ging durch ihren Kopf, wie ein Mensch, der die Straße überquert, und verlor sich in der Dunkelheit. Danach zauste der Wind die Bäume. Unter dem schwachen Licht einer Laterne begann sich alles in einem so schwindelerregenden Tempo zu drehen, dass sie die Lider schloss, die Knie mit dem Buch bedeckte und in eine Art Halbschlaf versank, schneeweiß und leicht.

In dieser Haltung erblickte sie am nächsten Morgen der Läufer. Der junge Mann, der regelmäßig im Park joggte, erlebte einen Schock. Er sah zum ersten Mal im Leben eine Leiche. So sieht das also in der Realität aus, dachte er. Aber wer würde sich bei dieser Kälte in den Park setzen? Seine Füße weigerten sich, die Erde unter sich wegzuschieben. Etwas Unheimliches erschütterte ihn bis ins Mark. Nur mit Mühe gelang es ihm, das Handy hervorzuholen und den Notruf zu betätigen.

Die Gestalt war von der einen Seite stärker zugeweht, von der anderen hatte der Schnee sie nur leicht bestäubt. Auf ihrem Gesicht lag Raureif, im Haar hingen Eiszapfen, sie hatte sich eine Baskenmütze übergestülpt – aus dem gleichen weißen Stoff wie alles ringsum. Diese Reglosigkeit brachte in dem jungen Mann ganze Schichten in

Bewegung. Und trotzdem überkam ihn ein innerer Frieden. Er konnte den Blick nicht von ihr wenden. Es gibt kein Blut oder andere Spuren von Gewalt, nur die weiße Schneedecke, dachte er bald wie ein Bulle in einem Fernsehkrimi. Hoffentlich kommen sie schnell. Ich kann nicht länger bleiben.

Langsam kam er wieder zu sich und fing an zu laufen, wenn auch nur auf der Stelle. In den Staaten oder jedem anderen normalen Land wären sie längst hier, sagte er sich. Kommt denn nicht bald jemand, der seinen Hund ausführt? Ich muss weiter... Die arme Frau, sie kann nicht normal gewesen sein, dachte er und beruhigte sich bei diesem Einfall. Wichtig ist, nicht das Tempo zu verlieren. Tempo, Tempo! Bewegung gegen jede Art von Stillstand! Lauf, bleib nicht stehen!

Wie konnte sie bloß im Park erfrieren? Das muss eine jener einsamen alten Frauen sein, die niemanden mehr haben und von denen ab und zu in den Nachrichten berichtet wird. Aber gefunden zu werden, nachdem man zu Hause den Geist aufgegeben hat, ist etwas anderes als auf einer Parkbank. Vielleicht war es das Herz. Das macht solche Sachen.

Ich muss mich bewegen, um nicht in dieser Stille zu versinken ... Was für eine Begegnung, dachte er wieder und wieder und hauchte in seine Hände. Sie ist zu einem Teil dieser mörderischen Landschaft geworden und wird es nicht mehr eilig haben. Ein Gegensatz zum unaufhaltsamen Lauf der Sekunden. Mit ihrer Ewigkeit überholt sie sie und kommt ihnen ohne jede Anstrengung zuvor.

Er startete erneut den Sekundenzeiger seiner Uhr, zog das Band des Geräts straff, das seinen Pulsschlag maß, und rief aufmunternd: - Geh endlich los! Lauf gegen jeglichen Stillstand! Mit der Zeit. Gegen sie. Gegen den Tod ...

Allmählich sanken die Worte im Schnee:

- Lauf, bleib nicht stehen! Nicht umdrehen. Rennen, rennen, rennen ...

Gerd Willée

Im Kokon

Der Anfang

Am 13. Juli 1993 werde ich vormittags von der Feuerwehr bewusstlos in meiner Wohnung aufgefunden. Meine letzte unklare Erinnerung ist, dass ich mich am Vorabend, also am Abend des 12. Juli 93, unwohl fühle.

Ich werde in das Johannes-Hospital in Bonn gebracht. Dort verbringe ich die nächsten Wochen und Monate, davon die ersten Monate auf der Intensivstation. Acht Wochen liege ich im Koma beziehungsweise in künstlichem Tiefschlaf. Ich leide unter einer Staphylokokken-Sepsis als Folge einer nekrotisierenden Faszitis, so die Ärzte. Ich habe eine lebensbedrohende Blutvergiftung.

In dieser Zeit befinde ich mich im Kokon. Ich bin nicht gefragt worden, ob ich dort hin wolle.

Der Kokon

Der Kokon ist eine Hülle, die mich umschließt. Teils liegt sie recht eng an mir an, so dass ich darunter gerade noch meine Füße erkennen kann, teils umgibt sie mich wie ein großes Zelt. Ich kann mich meist selbst beobachten, von oben her, fast wie über eine Überwachungskamera. Ich sehe oft auch an mir hinunter, mit meinen Augen.

Der Kokon ist in rötliches Licht getaucht, das mir abgewandte Ende ist etwas dunkler bis schwarz.

Er scheint wie in einer Flüssigkeit zu treiben, ziellos, unvorhersehbar. Ich spüre diese Bewegung, bin hilflos, zur Passivität verurteilt, ausgeliefert.

Der Kokon ist wie eine Gefängniszelle, mit ihren eigenen Gesetzmäßigkeiten. Ich bin unbeweglich, kann nur stumm schreien. Gleich, ob der Kokon eng anliegt, ob er eine große Hülle bildet, es ist hoffnungslos.

Die Wand des Kokons wirkt dicht, undurchdringlich, wie eine Gummiwand, doch sie lässt im Lauf der Wochen immer mehr Signale von außen ins Innere durch, unverständlich, verzerrt, Angst machend, aber auch Neugier weckend, mich hilflos zurücklassend, voller Sorge, die eine wichtige Botschaft verpasst zu haben. Dieses Genarrtwerden von den Signalen wiederholt sich immer und immer, ohne Angst und Verlassenheit irgendwie zu lindern, es steigert sie vielmehr ins Unerträgliche.

Der Kokon ist die Grenze meiner Welt, das Jenseitige ist nicht erkennbar.

Ich spüre aber, dass es jenseits der abgeschlossenen Welt des Kokons noch etwas gibt, und das beruhigt mich manchmal ein wenig. Ich scheine nicht irgendwo allein

im Kokon zurückgelassen. Mir dienen die unklaren Signale von außen als möglicher Hinweis auf Menschen außerhalb des Kokons.

Anfangs bin ich im Kokon völlig von allem Äußeren abgeschirmt. Im Laufe der Zeit wird seine Hülle durchlässiger.

Das Leben im Kokon erzeugt Angst, unendliche Angst – aus der Unsicherheit geboren, in der ich mich jetzt befinde. Diese ist immer präsent, teils stärker, teils schwächer. Ich weiß nicht, wo ich genau bin und wie lange schon, wie lange ich noch gefangen gehalten werde, wo und wohin ich treibe, ob die Lage meines Körpers im Kokon sich wieder plötzlich ändert oder nicht, wovon die Größe des Kokons abhängt.

Zu keinem Zeitpunkt kann sich ein echtes Gefühl der Sicherheit entwickeln. Manchmal gelingt es mir, meine Hilflosigkeit und Abhängigkeit etwas zu verdrängen. Denn der Kokon ist überschaubar. Der Aufenthalt in ihm ist ereignisarm und verläuft extrem gleichförmig, und diese Gleichförmigkeit erzeugt manchmal ein Gefühl der Vertrautheit, eine Scheinsicherheit also. Diese verschwindet immer dann, wenn ich durch äußere oder innere Ereignisse aus dem Gleichmaß herausgerissen werde.

Anfangs ist im Kokon nichts deutbar, weder meine Lage (wo bin ich?), meine Erlebnisse dort (was geschieht mit mir?), noch meine Eindrücke (was bedeuten meine Wahrnehmungen?). Das wird sich erst gegen Ende meines Zwangsaufenthalts im Kokon ein wenig ändern.

Der Weg in den Kokon

Der Anfang ist diffus, ein Chaos. Das Folgende ist meine erste bewusste Wahrnehmung im Kokon.

Ich liege ruhig, ohne Angst auf dem Rücken, außer dem rötlichen Licht gibt mir nichts einen Hinweis über meinen Aufenthaltsort. Hinter meinen Füßen befindet sich eine stabile Ziegelmauer, etwa einen knappen Meter hoch, sie steht schräg, das rechte Ende näher zu mir. Hinter der Mauer ist es dunkelrot bis schwarz. Ich beobachte mich, wie ich aus dem Dunkel hinter der Mauer auftauche und über diese wie über eine Hürde springe, hin zu mir. Mit einem Mal ist die Spaltung meiner Person (Beobachtender des Sprungs und Springender) wieder aufgehoben, ich bin wieder eins. Der beobachtende Teil war der bewusste, der Springende agierte ohne eigenes Bewusstsein dessen, was er tat und ohne Erinnerung an das Vorher zum Sprung.

Ich spüre plötzlich, ich bin in Sicherheit, gerettet, bewusst angekommen hier bei mir im Kokon. Ich fühle mich gefangen und geborgen zugleich, schlafe erschöpft und traumlos ein, ganz ohne Ängsten.

Seither lebe ich im Kokon.

Das Ich im Kokon

Ich erlebe meine Existenz im Kokon bewusst, jedenfalls, solange ich wach bin. Ich bin mir klar darüber, dass ich an einem ungewöhnlichen Ort bin, von dem ich nichts weiß, auch nicht, wie oder mit wessen Hilfe ich diesen wieder verlassen könnte. Die innere Kontinuität meines Erlebens ist seit meiner Ankunft im Kokon nicht unterbrochen, so wie es im Leben fast aller Menschen sich abspielt.

Ich erlebe die Ängste, die Einsamkeit und Unsicherheit, spüre die Enge, leide unter der Hilflosigkeit, kann nur wenige klare Gedanken fassen (Woher kommt das rote Licht im Kokon? Wieso scheine ich zu treiben? Wie lange bin ich hier noch eingeschlossen?). Ich befinde mich oft längere Zeit in einer Art halbwachen Dämmerzustands, währenddessen ich kaum von Ängsten gequält werde. Immer wieder werde ich aus diesem Zustand herausgerissen, hervorgerufen etwa durch plötzlich empfundene Änderungen der Lage oder durch undeutbare Signale von außerhalb des Kokons. Manchmal werde ich aus dem Kokon herausgezogen, etwa durch Manipulationen an mir, oder durch Reize von außen, etwa wenn ich bemerke, dass Besuch da ist (eine Wahrnehmung, die mir bewusst erst gegen Ende der Zeit im Kokon gelingt). Wenn ich dann wieder in den Kokon zurückgelassen werde, besser gesagt: zurückschlüpfe, so, als begäbe ich mich in einen Schlafsack, bin ich oft erleichtert, froh, wieder in meiner dann als schützend empfundenen Hülle zu sein. Der Kopf erreicht bei einer solchen Rückkehr immer als letzter den Kokon.

Dort liege ich auf dem Rücken, habe Mühe, mich zu bewegen. Meine Arme scheinen festgebunden, meine Füße oft wie in Gips fixiert. Meine Lage ist nicht immer stabil, nur zu oft habe ich den Eindruck, hintüber zu kippen, ein extrem unangenehmes, beängstigendes Gefühl.

Dieses Kippen geschieht plötzlich, ohne Vorwarnung. Es überfällt mich, ohne dass ich mich dagegen wehren kann.

Meiner Wahrnehmung nach bin ich während der Zeit im Kokon nicht nur wach. Ich habe den Eindruck, dass ich auch schlafe, so wie ich vor der Zeit im Kokon den Schlaf wahrgenommen habe. Ich nehme den Kokon nur im Wachsein wahr. Beim Einschlafen wird das leuchtend rötliche Licht dunkel, schwarz, meine Aufmerksamkeit nimmt ab, alle meine Empfindungen auch. Ich erwache in dem rötlichen Kokon in dem Bewusstsein, am erwarteten Ort unter den erwarteten Umständen erwacht zu sein, also fast wie gewohnt, dann setzt sich das bange Erwarten wieder ein vor dem, was alles wieder auf mich zukommen mag.

Ich schwimme im roten Licht, ein fragiler Zustand. Das rötliche Leuchten gibt teils Sicherheit, teils fühle ich mich permanent unter Kontrolle: HAL von Stanley Ku-

bricks 2001: Odyssee im Weltraum hält immer ein Auge auf mich. Nur wenn es dunkel wird, ich also anfangen zu schlafen, hört diese Überwachung auf, vielleicht nehme ich sie aber dann nur nicht mehr wahr.

Manchmal fühle ich mich im Kokon wie unter rotem Flutlicht schutzlos, allem und jedem ausgeliefert.

Oft träume ich In den Schlafphasen, meist treten angstvolle Alpträume auf.

Ich bin mir nie sicher, ob der Kokon mich wirklich schützt. Ich bin entsetzlich einsam, kann statt Gesprächen mit Menschen nur innere Monologe führen, will oft schreien, muss dann aber immer wieder schmerzlich realisieren dass mir kein Organ zum Schreien zur Verfügung steht, weder Stimme noch Gaumen, Zunge, Lippen, ich mich also gar nicht äußern kann. Ich kann mich nicht aufbäumen gegen meine Situation, außer durch einen gedachten Reflex, mir bleibt letztlich immer wieder nur die Resignation.

Ich will weinen, doch auch die Tränen können nicht laufen, es bleibt lediglich der bloße Gestus, der genauso schmerzt wie geweinte Tränen, aber ohne das Gefühl einer Erlösung. Die Augen brennen, auch wenn ich sie sonst nicht wahrnehme.

Ich habe keinen festen Halt auf dem Boden des Kokons, ich glaube oft zu stürzen. Das Stürzen verursacht einen alles verschlingenden Schwindel. Die Bewegung verläuft rückwärts kopfüber, ohne jede Kontrollmöglichkeit, so, als würde ich verschlungen von einem unbekannten Ungeheuer. Niemand, nichts hilft mir.

Die Bewegung kommt zur Ruhe, ich meine, schwer zu atmen - bis zum nächsten Sturz. Ich will schreien, aber mein Mund ist wie verstopft, das Schreien ohne Stimme mit schlaffer Zunge ist entsetzlich. Offenbar hat sich alles gegen mich verschworen.

Ich beobachte, wie ich in dem Kokon wachse, wie ich schrumpfe, entsprechend der veränderlichen Größe des Kokons, ohne dass ich dafür einen Grund finden kann. Alles ist variabel, nichts gibt Halt.

Die Zeit, die ich im Kokon verbringe, kann ich nicht messen. Wach- und Schlafzeiten wechseln ohne erkennbare Struktur. Ich habe kein Gefühl von Wachheit oder Müdigkeit, nur sehr oft Erschöpfung.

Ein Vorfall

Ich liege halb außerhalb des Kokons auf dem Rücken, den kräftigen Armen von Menschen um mich herum schutzlos ausgeliefert. Mein Unterleib und die Beine scheinen sich noch im Kokon zu befinden, ich kann es nicht überprüfen. Die Arme werden festgehalten, Kopf an der Stirn niedergedrückt. Ich nehme wahr, dass Ärzte und Pfleger um mich herum stehen. Ich bin mir meiner Lage voll bewusst.

Ein Mann, offenbar ein Arzt, beugt sich direkt über mein Gesicht und sagt mit beschwörender Stimme: „Wir müssen den Schleim aus Ihren Bronchien absaugen, es ist wichtig, es ist zu ihrem Besten.“

Da mein ganzer Oberkörper fixiert ist, kann ich mich gegen das ganze schmerzhaft und Luftnot erzeugende Procedere nicht wehren, ich vermag nicht zu schreien, ich habe keine Möglichkeit, mich bemerkbar zu machen. Meine Augen sind die ganze Zeit weit geöffnet, ich beobachte alles. Keiner der Agierenden nimmt davon Notiz, stattdessen arbeiten sie ihr Programm ab, dringen also immer wieder – für mich so unangenehm und schmerzhaft – in meine Bronchien ein. Mein schweres Atmen lässt sie unbeeindruckt. Andere Ausdrucksmöglichkeiten habe ich in dieser Situation nicht. Nach einer nicht enden wollenden Zeit lassen sie von mir ab und ich werde wieder in den Kokon entlassen, schlafe völlig erschöpft ein.

So muss Folter sein.

Träume

Viele meiner Träume im Kokon haben keinen für mich erkennbaren Bezug zu Außenreizen. Sie sind alle sehr anstrengend und angstbesetzt und reflektieren offenbar meine innere Not, meine Lebensbedrohung, meine vergeblichen Versuche, dieser Situation zu entfliehen.

Brennendes Papier

Ich bin eingewickelt in riesige Mengen Zeitungsdruckpapier. Es ist bedruckt mit der deutschen Ausgabe von Lenins gesammelten Werken. Ich bin so fest eingewickelt, dass ich mich nicht bewegen kann, nehme Rauchgeruch wahr, realisiere, dass das Papier angefangen hat zu brennen und ich nicht entfliehen kann. Völlig durcheinander und verängstigt wache ich auf.

Pyramidenhügel

Ich bin in einer Landschaft mit pyramidenförmigen Hügeln, auf denen vertrocknete Kiefern stehen. Die Bäume haben alle die gleiche Höhe, wie ein riesiger barocker Ziergarten. Menschen, die eher Affen in Ranger Uniformen gleichen, bewachen das Terrain, vielleicht arbeiten sie auch dort. Alle rauchen Maiskolbenpfeifen. Überall bilden sich durch Funken aus dem Pfeifen Brandnester. Das stört die Menschen dort nicht. Ich kann vor dieser Feuergefahr nicht fliehen, bekomme Panik und wache auf.

Am Ende der Welt

Ich befinde mich in einer Gegend voller Matsch und Dreck, es gibt ein paar ärmliche Hütten, bewohnt von schmutzig wirkenden Chinesen. Ein paar hölzerne Strom- oder Telegrafmasten stehen in der Gegend, sie scheinen funktionslos. Ich komme mir in

dieser kaum bewohnbaren Gegend verloren vor. Weder weiß ich, wie ich hierher gekommen bin, noch wie ich von hier fliehen könnte. Kommunikation mit den Bewohnern dieser Gegend ist nicht möglich. Dann wache ich wieder auf.

Quälende Flugreisen

Ich träume immer wieder von gleichen oder ähnlichen Motiven. Die folgende Geschichte umfasst Teile aller dieser Einzelträume.

Aus einem Grund, den ich nicht weiß, muss ich eine Art Raumkapsel besteigen. Diese Kapsel ist so groß wie ein kleines Zelt. Sie bringt mich mit großer Geschwindigkeit jeweils von einem Punkt der Welt zu einem anderen, weit entfernten Ort, etwa von Patagonien nach Alaska. Es sind ballistische Flüge, deren Startbeschleunigung ich intensiv wahrnehme; die negative Beschleunigung vor der Landung erlebe ich dagegen als weniger bedrohlich, weil das ein Anzeichen dafür ist, dass der schreckliche Flug sich seinem Ende nähert. Angekommen, muss ich aussteigen, und versuche dann, mich mit den Leuten am Ankunftsort zu unterhalten, mit ihnen Dinge, etwa die Wartung der Raumkapsel, zu erledigen. Vielleicht habe ich auch Aufträge auszuführen, ich weiß es nicht. Manchmal bleibe ich am Ankunftsort und manchmal fliege ich nach einer gewissen Zeit weiter, sei es zu einem neuen Ziel oder zu meinem Herkunftsort.

Die am meisten im Gedächtnis haftenden Ereignisse sind die Reisen mit der Kapsel selbst. Beim Besteigen bekomme ich bereits Panik, da mir klar ist, was auf mich zukommt. Sobald die Kapsel geschlossen ist, kommt die ungeheure Beschleunigung, die starken Schwindel, Schmerzen hervorruft.

Nach dem Start gewinnt die Kapsel immer sehr schnell an Höhe. Da sie große Fenster hat, bin ich gezwungen zu sehen, wie schnell ich mich vom Erdboden entferne, in welche Höhe ich geschleudert werde. Ich bekomme Höhenangst, kann nicht die Augen schließen, bin dem Ganzen ausgeliefert.

Ich fliege so hoch, dass ich die Welt unter mir vorbeirasen sehe, die Kontinente sind klein wie in einem Atlas. Ich empfinde diese Flugbewegungen als eine Beschleunigungs- und Höhenquälerei. Wie tief sich diese Eindrücke aus meiner Zeit im Kokon eingegraben haben, merke ich Jahre später noch. Denn in den ersten Versionen eines Fernsehweatherberichts, den ich mir wie damals oft ansehe, wird auf der dabei gezeigten Europa-Karte der Betrachter in ähnlicher Weise wie ich in meinen Flugträumen blitzschnell von einem Vorhersagegebiet zum anderen geführt. Ich muss beim Betrachten dieses Wetterberichts immer wieder gegen die Panik ankämpfen, die aus der Erinnerung an diese Träume in mir hochsteigt. Viele Symptome aus den Traumreisen stellen sich dabei ein, von dem flauen Gefühl in der Magengrube bis hin zu Schwin-

delattachen. Ich kann dem nur dadurch begegnen, dass ich bewusst wegschaue. Mir ist der Bezug zwischen meinem Erleben beim Betrachten des Wetterberichts und den Träumen aus dem Kokon durchaus bewusst.

Adler

Ich bin in den Alpen, bin auf einer Vogelwarte, die sich in einem großen Turm befindet, einem Flughafen-Tower ähnlich. Der obere Teil des Turmes ist vollständig verglast, so dass man rundum freie Sicht hat. In dieser Gegend leben viele Adler, die Ziel der Beobachtungen sind. Es ist Sommer, das Wetter ist schön, ich fühle mich wohl. In diesem Traum bin ich in zwei Gestalten präsent, zum einen als Mensch, aber wesentlich jünger als derzeit, zum anderen als Adler. Als Mensch beobachte ich die Vögel und betrachte die Landschaft, als Adler fliege ich in weiten Kreisen über die Alpen. Ich genieße das Fliegen, habe keine Angst vor der Tiefe. Als Mensch spüre ich, dass ich geschwächt, krank bin. Ich verlange nach einem Rührei aus Adlereiern und bekomme es auch. Es schmeckt mir ausgezeichnet und gibt mir unmittelbar Kraft.

Schneelager (gegen Ende der Zeit im Kokon)

Dieser Traum spielt in meiner Geburtsstadt Naila, ich befinde mich in den Randbezirken. Es ist Winter. Überall liegt viel Schnee. Teils bin ich der kleine Junge von damals, teils ein erwachsener Mann. Die Häuser erscheinen mir kleiner, als sie sein müssten. Ich gehe die verschneite Straße entlang, vorbei an Umspannhäuschen. Zwischendurch taucht mein Vater auf, er spielt aber keine weitere Rolle. In einem offenen Schuppen lege ich mich auf einen Tisch, Besuch setzt sich rundherum, darunter eine grauhaarige zwergenhafte Gestalt. Wir reden ganz normal miteinander. Obwohl Schnee liegt, friere ich in diesem Traum nicht.

Zu der Zeit, in der ich davon träume, erwache ich manchmal aus dem Tiefschlaf, verlasse damit den Kokon und nehme meine Umwelt bewusst wahr, wenn auch manchmal nicht ganz deutlich. Einmal ist meine Mutter zu Besuch, sie hat graue Haare und sitzt immer auf einem sehr niedrigen Schemel an meinem Bett, oder ich bin mir nur nicht bewusst, wie hoch mein Bett gestellt ist. Da ist mir schlagartig klar, dass der graue Zwerg aus dem Traum meine Mutter ist.

Der Weg zurück

Gegen Ende der Zeit im Kokon (ich kann kein genaueres Maß angeben) fange ich an, gelegentlich aufzuwachen, also den Kokon zu verlassen und wach und bewusst meine Umwelt wahrzunehmen, wenn auch oft genug nur verzerrt. Hierzu zwei Beispiele:

Erste Szene

In der Intensivstation befinden sich mehrere Betten in einem großen Saal, teilweise durch spanische Wände getrennt. Ich bekomme mit, dass links neben mir ein älterer

Mann liegt - vielleicht aus Arabien. Ich nehme ihn als meinen Nachbarn zur Linken wahr und sehe ihn oft an, wenn ich wach daliege. Eines Tages habe ich den Eindruck, dass sein Bauch wie ausgehöhlt wirkt, so, als ob man ihm die Gedärme herausgenommen habe. Dann scheint er zu sterben, eine große Anzahl von Angehörigen und Freunden veranstaltet eine Sterbefeier. Diese Feier ist sehr lebhaft und findet zwischen den Betten der Intensivstation statt. Ich liege unbeteiligt und innerlich unbewegt dabei. Irgendwann ist alles vorüber und ich schlafe ein.

Eine andere Szene

Von meinem Bett aus kann ich eine runde Uhr, ähnlich einer Bahnhofsuhr, erkennen. Ich kann dort die Uhrzeit ablesen. Manchmal sehe ich mehrere solcher Uhren, alle an derselben Wand in ziemlicher Höhe angebracht. Gegen Abend kommt eine Reihe Ärzte in offenen weißen Kitteln. Mit langen Leitern klettern sie zu den Uhren hoch, um die Zeit vorzustellen, damit die Patienten den Eindruck haben, es sei schon später, und sie müssten jetzt schlafen.

Nach einer solchen Wachphase kann es passieren, dass ich danach gleich einschlafe, aber auch, dass ich zunächst noch einmal in meinen Kokon zurückkehre. In beiden Fällen ruhe ich mich von der Anstrengung des Wachseins aus. Im Laufe der Zeit kehre ich immer seltener in den Kokon zurück, sondern ich döse vor mich hin, wohl wissend, wo ich bin und was ich mache, jedoch ohne eine vollständige Orientierung zu haben.

In dieser Zeit ändert sich die Struktur des Kokons. Die Hülle wird zunehmend dünner und durchlässiger für Informationen von außen, sie bietet auch kein Schutzgefühl mehr. Der Kokon entwickelt sich eher zu einem Ruheraum. Die als äußerst unangenehm empfundenen Lageveränderungen hören ganz auf, auch das Gefühl des ziellosen Herumtreibens im Irgendwo.

Elke ist an meinem Bett, und ich bin wach. Ich bitte sie, mir die Münzen zu zeigen, mit denen inzwischen gezahlt wird. Sie zeigt mir die Münzen, und ich bin erschüttert, dass ich sie wieder erkenne. Plötzlich wird mir klar, dass die für mich nicht messbare Zeit im Kokon doch nicht so lange gedauert haben kann.

Monika Kafka

Viel Zeit blieb ihr nicht, bis Fiona erwachen würde.

Sie ging in die Küche und schaltete die Kaffeemaschine ein.

Während der Duft frisch gemahlener Bohnen den Raum durchzog, trat sie ans Fenster.

Aus dem Räderwerk des angebrochenen Tages fiel ihr bereits Lärm entgegen. Eine magere Sonne mühte sich, den milchigen Himmel zu durchschneiden. Die Luft schmeckte nach Schnee.

Sie schloss das Fenster wieder, holte sich eine randvolle Tasse Kaffee und setzte sich an den Tisch. Viel Zeit blieb ihr nicht mehr. Was also sollte sie tun?

Sie glättete das Tischtuch, als kämmte sie ihre Gedanken. Entfernte hier einen Krümel, wischte dort einen Rest Zigarettenasche weg. Er verschmierte. Rührte hin und wieder das Dunkle in ihrer Tasse um. Trank.

Schließlich öffnete sie das Kästchen und entnahm ihm alle Wörter, die sie über die Jahre hinweg gesammelt und nie ausgesprochen hatte. Sah jedes an und verteilte sie anschließend alle auf dem Tisch. Schob sie mal hierhin, mal dorthin, so lang, bis jedes einzelne den ihrer Meinung nach richtigen Platz gefunden hatte.

Ja, so würde sie es jetzt lassen, dachte sie.

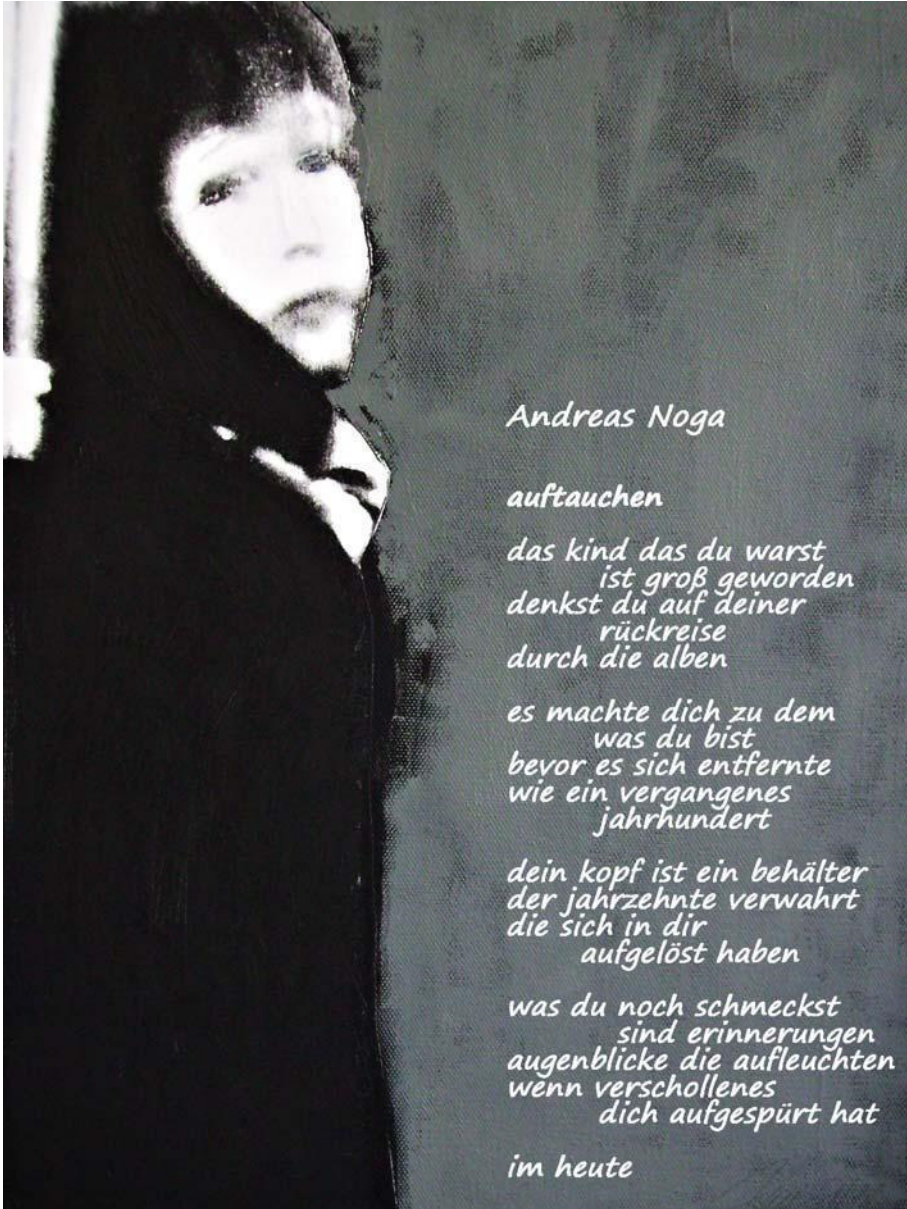
Stand auf, räumte die Tasse in die Spülmaschine und knipste das Licht aus.

Das letzte Wort aber hinterließ sie Fiona am Schlüsselbrett.

Klaus Roth

ganz in der ferne

monotonie der regentropfen
dann und wann ein elsterwort
wie der anfang eines gedichts
so verharrt alles im vagen
lächelnd entzieht sich die welt
und überhört unsere ansinnen
siehst du dort hinten
ganz in der ferne
den fluchtpunkt
zwischen den chausseebäumen
sag wo treffen wir uns morgen



Andreas Noga

auftauchen

*das kind das du warst
ist groß geworden
denkst du auf deiner
rückreise
durch die alpen*

*es machte dich zu dem
was du bist
bevor es sich entfernte
wie ein vergangenes
jahrhundert*

*dein kopf ist ein behälter
der jahrzehnte verwahrt
die sich in dir
aufgelöst haben*

*was du noch schmeckst
sind erinnerungen
augenblicke die aufleuchten
wenn verschollenes
dich aufgespürt hat*

im heute

Andreas Hutt

Archetypen

Warum sind Hotelzimmer Reproduktionen eines Klischees?, dachte Johannes und ging hinüber zur Minibar. Oder zeigen sie uns nur, wie das Leben insgesamt ist? Er öffnete ein Bier. Betrachten wir zum Beispiel die Meetings. Die Unternehmenszahlen ändern sich, die Fragen und Antworten. Aber immer sitzt ein Setting ähnlicher Männer um einen Tisch in einem Tagungsraum und versucht, ein Unternehmen voranzudiskutieren. Variation und Reproduktion vieler gleichartig verlaufener Meetings. Nehmen wir zum Beispiel meinen Sohn Magnus. Johannes trank einen Schluck Bier. Immer, wenn mir Magnus begegnet – sagen wir beim Abendbrot, sagen wir, wenn wir im Garten Federball spielen – befindet er sich in einer anderen Situation und doch erkenne ich in ihm Magnus wieder, sein Darf-ich-gehen?, wenn ich mit ihm über sein Studium sprechen will, wie er wach wird, wenn ihn etwas interessiert, wie neulich, als er uns beim Kaffee fragte, ob Menschen mehr Verstand oder Trieb sind.

Johannes setzte sich an den Tisch und blätterte in der Wirtschaftswoche, die dort für Gäste auslag. Dann starrte er auf die doppelseitige Annonce von Audi. Oder wie in der Werbung, dachte er. Ein silbermetallic-farbenes Cabrio fuhr durch eine mediterrane Küstenlandschaft. Speed is life and life is free, stand in großen Buchstaben über der Fotografie.

Judith bekam ihr Zimmer nicht gleich auf. Dann erkannte sie, dass sie die Schlüsselkarte verkehrt herum in die Öffnung gesteckt hatte. Schließlich leuchtete das Lämpchen an der Tür grün auf. Judith betrat das Zimmer, sah sich um und versuchte, eine Beziehung zur Einrichtung aufzubauen, zum Buchenschränk in der Ecke, zur Garderobe im selben Holzton, zum Bild mit den kleinen grünen Kreisen an der Wand. Wenn wir irgendwo fremd sind, sagte sich Judith, werden wir unsicher. Uns fehlen die üblichen Rituale.

Judith dachte an ihre Schwester Beate, an ihr Leben in der Vorstadt, an Mario und Yannis. Wie sie beim letzten Mal im Garten mit den beiden Verstecken gespielt hatte. Wie die Jungen gelacht hatten, wenn sie gefunden worden war. Bei Beate schwang das immer mit: Dass ein kleiner Kreis auch eine beschränkte Anzahl möglicher Fehler einschloss. Dass Sicherheit nicht zuletzt aus gesicherten Beziehungen bestand und welche Beziehungen könnten gesicherter sein als die einer Mutter zu ihren Kindern. Beate würde auch in einer fremden Stadt in einem fremden Hotel ihre Sicherheit

nicht verlieren, weil sie über eine breitere Basis verfügte als sie, Judith, weil nur der Beruf als Fundament nicht ausreichte, um sich überall gefestigt zu fühlen.

Wenn alles in der Reproduktion von Klischees besteht, wenn alles eine Variation von Archetypen ist, was bin dann ich? Bin ich noch immer eine Version des kleinen Jungen aus Eichsfeld, der abends mit Hanna vor dem Fernseher sitzt, als sitze er dort mit seinen Eltern, der seine Abteilung leitet wie eine Jungenbande? Sind wir wie Zwiebeln, die eine hellbraune Schale des Erwachsenseins nach Außen zeigen, während in unserem Inneren etwas steckt, das hellgrün ist wie unsere Jugend?

Johannes bekam Lust auf etwas Stärkeres als auf Bier. Er sah in den Spiegel, fuhr sich durchs Haar und verließ das Zimmer.

In der Bar setzte er sich an die Theke, bestellte sich einen Mai Tai und ließ die Musik auf sich wirken – irgendwelche weichen Orchesteradaptionen von Chopin-Etüden. Johannes blickte auf seinen Drink und ihm war, als blicke er auf den Baggersee hinter Eichsfeld.

Sei wie sonst, sagte Judith laut. Mach, was du zu Hause auch machen würdest. Geh aus, lern Leute kennen. Entschlossen stand sie auf, steckte den Plastikschlüssel in die Handtasche und verließ ihr Zimmer.

Als sie in der Bar angekommen war, ließ sie zunächst den Raum auf sich wirken, den dunkelbraunen Tresen mit dem Spiegel dahinter, die künstlichen Palmen, die runden Glastische, die Kunstdrucke mit denselben grünen Kreisen wie auf dem Bild in ihrem Zimmer. Sie spürte, wie sie sich in den Raum einband, wie sie sich verortete, und plötzlich wusste sie, wo sie sitzen wollte.

An der Theke nahm sie neben einem Mann Platz, der vielleicht etwas älter als sie selbst war. Er blickte in sein Glas, als liege etwas darin, wie der Ring auf dem Grund des Teichs im Märchen.

Der Mai Tai belebte Johannes, machte seinen Blick schärfer. Er bemerkte, dass sich eine Frau neben ihn gesetzt hatte. Die Frau befand sich so nah bei ihm, dass Johannes am liebsten den Barhocker zur Seite gerückt hätte.

In diesem Moment spürte er wieder dieselbe Schüchternheit, die er als Junge gespürt hatte, wenn er auf eine Party eingeladen war und dort Mädchen waren, die er nicht kannte. Eine Schüchternheit, die sich erst legte, wenn die Mädchen fest zu seiner Clique gehörten, wenn sie einige Male mit zum See oder ins Connection gekommen waren.

Judith nippte an einem Merlot. Der Wein schmeckte wie ein Versprechen auf die kleine Variation, die einen durchschnittlichen Tag besonders machte. Der Mann neben ihr gefiel ihr. Sie könnte ihn ansprechen, sie könnte im Möglichkeitsraum bleiben

und sich eine Enttäuschung ersparen, sie könnte abwarten und ihn weiter beobachten.

Wie war das noch, damals, als er siebzehn oder achtzehn Jahre alt war? Mit Melanie hatte alles angefangen, dann kam Daniela. Seine erste längere ... Johannes scheute sich das Wort zu denken. Beziehung war ein Erwachsenenwort, ein Wort, das man erst benutzte, wenn man irgendwo angekommen war. Dieses Wort hätte Johannes für sich und Daniela nie benutzt. Und dennoch: Selbst, als das mit Daniela vorbei war, hatte sich die Schüchternheit noch immer nicht gelegt.

Rasch bezahlte er und stand von seinem Barhocker auf. In den Augen der Frau, die sich neben ihn gesetzt hatte, meinte Johannes ein Zucken zu sehen. Der Mensch ist mehr Verstand als Trieb, würde er Magnus antworten, wenn er wieder zu Hause war, zumindest sei das bei ihm so und in andere Menschen könne er nicht hineinschauen.

Auch Hotelbars sind eine Reproduktion von Klischees, glaubte Johannes. Sie sind immer so gestaltet, dass man den gewohnten Standard geboten bekommt. Man trinkt seine Einsamkeit in sich hinein und geht wieder. Dem Kern der Persönlichkeit wird keine weitere Schicht hinzugefügt, dachte er und schloss sein Zimmer auf.

Judith war sich sicher: Zu Hause hätte sie den Mann angesprochen. Vielleicht sollte sie sich etwas Festes suchen. Beate hatte zum Beispiel ihren Helge. Würde Judith das reichen? Ein Bezugssystem, das sich in seinen Grundkoordinaten kaum änderte?

Noch einen Merlot, sagte Judith zum Barmann und dachte: Noch einmal ein Versprechen auf einen Kick am Ende eines Tages.

Sarah-Jelena Naderi

Das Wesen in der Ferne. Ein Monolog

Samstagabend/ Mebrzweckhalle/ das tobende Leben/ in ihrem Rücken ein geschmacklos dekorierter Festsaal

„Da drinnen versteht man ja sein eigenes Wort nicht.“

Sie blickt für den Bruchteil einer Sekunde durch den Ganzkörperspiegel an der holzvertäfelten Korridorwand gegenüber in das Profil einer abgemagerten Novemberkatze: Verzerrtes Lächeln, blickparetischer Nystagmus, struppiges Fell, Perlenkette. Hebt mit unverbindlicher Geste die Unterarme und präsentiert dann ihre Handflächen, als wolle sie Ergebenheit signalisieren, Ratlosigkeit oder Abwehr. Im Lichtkegel des Wandstrahlers glühen ihre Fingerkuppen rot. Ihr linker Daumen fixiert eine schlanke schwarze Ledertasche von der Größe eines Zigarettenuis, dessen Inhalt gerade zum Leben erwacht. Mit spitzen Fingern zieht sie den schemenhaften Umriss eines Mobiltelefons heraus. Endlich eine Nachricht von drinnen. Die Novemberkatze wickelt angespannt eine stumpfe Haarsträhne um ihren Daumennagel. Auch sie wartet.

Alles klar bei dir

Fehlende Satzzeichen.

Der Subtext bohrt ihr seinen ausgestreckten Zeigefinger in den Rücken, sodass sie sich am Geländer festkrallen muss, um nicht nach vorne zu kippen. Die Novemberkatze schielt neugierig herüber, ihr käfigartiger Brustkorb hebt und senkt sich unter dem raschelnden Chiffonkleid in besorgniserregend langen Intervallen. Im Zweifelsfall – so ihr rascher Beschluss – wird sie der Katzenfrau zwecks Wiederbelebung die scharfe Kante ihres Abendtäschchens aus Hartplastik, das mit einem goldenen Kettenriemen an ihrer Schulter befestigt ist, zwischen den aufgemalten Augenbrauen einpflanzen. Was die andere wohl täte, wenn sie...

Sie schreibt: *Bin nur kurz pinkeln*

Sie denkt: Jetzt tu doch nicht so. Meldest dich nur, wenn deine Bedürfnisse dir das Zwerchfell lähmen. Wenn du es genau wissen willst: Hier drinnen ist kein Aushalten.

Der Garderobier blickt erstaunt von seinem Tresen auf. Augenscheinlich hat er seine Nase gerade zwischen den imaginären Pobacken eines Nacktmodells versenkt, denn sie ist anämisch bleich und mit Schweißperlen benetzt. Er räuspert sich ausgiebig ohne erkennbaren Anlass und blättert dann weiter in einem Magazin über Pferderennsport. Die Novemberkatze schläft jetzt zusammengerollt unter dem aufgeheizten Blech der Limousine, welche sie später überfahren wird.

Das Display blinkt.

Eingehende Nachricht: *Was hast du getan*

Sie schreibt: *Nichts*

Sie denkt: *Nichts* ist eine Diagnose. Nichts ungeheurer als der Mensch.

Unter sanften Quietschgeräuschen verschiebt der Garderobier die bunten Quader eines Zauberwürfels gegeneinander, damit sie eine große, monochrome Fläche ergeben. Seine Augen in höchster Konzentration zu Schlitzzen verengt, lässt er das verbogene Brillengestell an seiner Nasenwurzel heruntergleiten und erst Halt finden, als die Haut sich an der prominentesten Stelle wie ein Flussdelta aufspannt. Als habe er nur auf diese Legitimation gewartet, legt er seinen Kopf in den Nacken, sodass man ihm direkt in die Nasenlöcher sehen kann.

Das Display blinkt.

Eingehende Nachricht: *Ich vermisse dich*

Sie denkt: eines tages werde ich dich bezwingen schon jetzt sind wir nur selten eins ich werde dabei zusehen wie du langsam verfaulst zum amorphen darminhalt eines regenwurms wirst das klingt ziemlich infam findest du nicht ich schon aber ich werde den blick nicht abwenden können von dir wenn du durch den schlick robbst mich aus regennassen augen anfliehst dich zu erlösen werde ich dir zuzwinkern wie eine verbündete und dich auf diese weise wissen lassen ich habe gewonnen

Achtung! Sie haben die maximale Anzahl von 160 Zeichen überschritten.

Achtung! Sie haben die maximale Anzahl von 160 Zeichen überschritten.

Achtung! Sie haben die maximale Anzahl von 160 Zeichen überschritten.

Sie presst ihren rechten Daumen einige Sekunden lang auf die Extinktionstaste und schreibt stattdessen:

Du bist ein verdammt störanfälliges System
Senden.

Das Display blinkt lange Zeit nicht mehr. Der Garderobier hat seinen Arbeitsplatz geräumt und den einsamen, unfertigen Zauberwürfel als Zeichen seiner Kapitulation auf dem Tresen zurückgelassen. Im Festsaal wird ordinäre Popmusik gespielt. Sie summt kaum hörbar eine einschlägige Melodie mit und widmet sich dem Zauberwürfel. 21, 22 Sekunden. Ihre Finger inszenieren einen Totentanz. Letzte Paare taumeln schlaftrunken über das Parkett.

Kurzzeitig muss sie sich dem Impuls widersetzen, mit dem Gewicht des Zauberwürfels das Spiegelglas zum Bersten zu bringen. Oder die Schädeldecke der Katzenfrau, die sich unter schweren inneren Verletzungen auf dem dampfenden Asphalt windet und um Erlösung fleht.

Eingehende Nachricht: *So geht es nicht mehr weiter mit uns*

Sie tippt eine Nummer in den Ziffernblock – die einzige, die sie je auswendig kannte. Hört sich dreißig Sekunden lang den heilsamen Jingle eines Mobilfunkanbieters und die darauf folgende Mailboxansage an, bevor sie akzeptiert, dass niemand ihren Anruf entgegennehmen wird.

Sie schreibt: *Gewalt ist die Unfähigkeit des Geistes, sich zu entziehen.*

Dominik Dombrowski

Serenade

Als sie sich kennenlernten hießen die Tanzcafés IN THE MOOD & sie tanzten
sich zu

IN THE MOOD in the mood / in den Flitterwochen versuchten sie die Fische
in einem Bach mit den Händen zu greifen / sie nannten sie Gedanken

da sie ihnen immer wieder entglitten als sie heirateten / sahen sie fern
die Astronauten wie unter Wasser gehen / auf dem harpunierten Mond
da legten sie sich ins Bett & es ging ihnen ein Erdenkind ins Netz

Nah der silbernen Hochzeit wurde ihm das Gaumensegel entfernt
da lagen sie stumm im Morgen & kämpften / Hand in Hand
um die Erinnerungen an die frisch auskühlenden Träume

bis er langsam ertaubte & sie ihn immer öfter vergaß / da floh er
nachts in den Wald / nachdem er die Küche über & über
mit Zetteln beklebt hatte / darauf stand dann zum Beispiel *Uhr*

auf der Uhr oder *Tisch* auf dem Tisch oder *Kühlschrank* am Kühlschrank
oder Fisch auf dem Fisch / im Wald fühlte er sich plötzlich wie am Grund
eines Sees denn er hörte nicht das Rauschen der Bäume & der Mond

gleich einer Lampe an der Stirn eines reglosen Tauchers / als er heimkehrte
hatte seine Frau einen tiefgekühlten Fisch im Mund / & sprach zu ihm
sie könne deshalb nun nicht mehr reden & so spitzte er die Ohren

als sie erklärte einen Gedanken gefangen zu haben / verstand er sie sofort
& schrieb seinen Namen auf / einen der Zettel & faltete ihn zu einem
winzigen Schiff & warf es aus dem Bullauge gegen die Wellen der Nacht

Barbara-Marie Mundt

stunden

der morgen ist noch nicht alt, und ich bereite das frühstück wie immer und du sitzt dort wie immer und ich schenke dir den kaffee ein – wie immer, wie immer – wie bald nicht mehr.

und wir sprechen über das wetter und ob du später noch zum boot fahren wirst. und wie immer sitzt du dann dort in deinem sessel und liest.

aber in meinem kopf geht die zeit, noch 24 stunden, jetzt noch 22 und der sand rieselt durch die uhr.

ich gehe spazieren rufe ich dir zu und du hebst kaum den kopf, wie immer, und ich nehme meine hündin mit auf einen großen gang dort hinauf zu unserer klippe wo die möwen sitzen – einst dachte ich, sie hätten ihren schrei verloren, und wer weiß, ich dachte, ich könnte ihn wieder finden, diesen schrei der möwen.

hinauf wandern wir durch wachholderbüsche und pinien, die vereinzelt stehen und ich sammle alle gerüche, den warmen sand, die kräuter, die salzige luft und setze meine schritte sorgfältig, noch fällt das gehen leicht, später wird es anders sein.

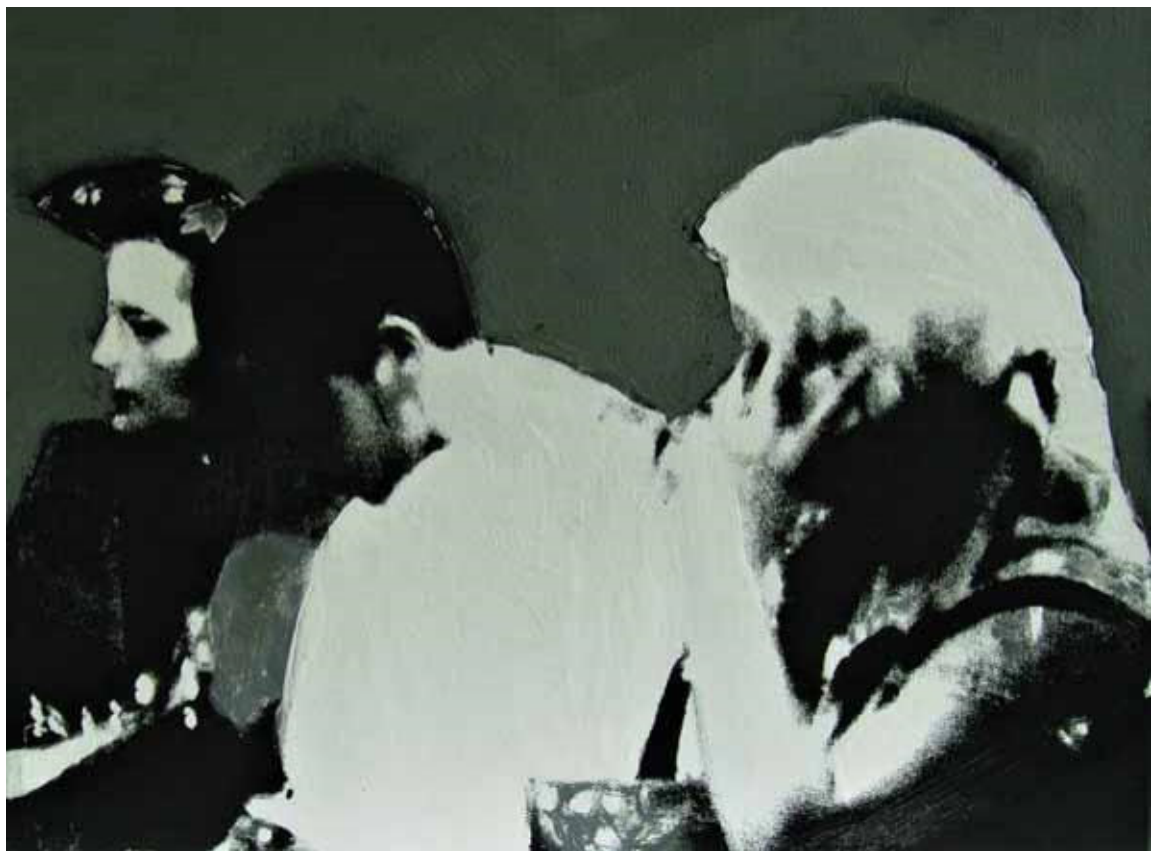
dort hinauf, wo der himmel nah ist, und die wolken im blau schwimmen und unten das wasser tost wie immer, wie lange vor meiner zeit und wie immer, wenn wir alle schon längst gegangen sind.

dort will ich sitzen und die stunden zählen, allein, und ich werde gedanken zu meinen kindern senden und hoffen, dass meine botschaft ihre herzen erreicht. und in gedanken werde ich auch dich suchen, einmal mehr und einmal mehr werde ich dieses seltsame ziehen in der brust spüren, das du nicht verstehen kannst, vielleicht kannst du mich heute hören.

meine hündin lehnt ihren kopf an mein knie, wie sie es so gern tut, und meine hand ruht auf ihrem rücken.

und ich erinnere andere gerüche, aus dem land, das man heimat zu nennen pflegt, das grün und sanft in meiner erinnerung ruht, und dunkel auch.

und dann denke ich nichts mehr. um mich wird nur noch der wind sein, und blau, und wie immer und immer das wellen der flut dort unten.



Herwig Haupt

Aus dem Tagebuch einer Verschwundenen

Freitag, 15.06.12

Bei meinem gestrigen Abendspaziergang traf ich Knolle wieder. Wusste gar nicht, dass er noch lebt, mein ehemaliger Biopauker. Dem brachte ich mal eine Fledermaus, die sich in unser Bad verirrt hatte.

Alt geworden ist er. Gebeugt, abgemagert, schwächlich. Die Augen – früher sah er auch schon ein bisschen so aus – starrten unheimlich groß aus dem schmalen runden Schädel. Wirres weißes Haar tief in der Stirn, die Lippen fest zusammengekniffen. Ich ahnte warum. Als sein Mund einmal zuckte, wurden seine Zahnprothesen teilweise sichtbar, äußerst wuchtig ausgefallen, besonders seitlich vorn. Und Klamotten an wie eine Vogelscheuche. Ich glaube, er hatte sich vorher in Lehm gewälzt. Vielleicht lebt er jetzt im Pflegeheim und ist dort kurz ausgerissen.

Er kannte mich noch und wollte wissen, was ich so mache. Meine Lehrstelle in der Friedhofsgärtnerei interessierte ihn sehr. Er meinte, wenn der Rhein Hochwasser führe, seien die Gräber im unteren Teil des Friedhofs gefährdet, dort sei es dann zu feucht. Was ich von einer Umbettung hielte, besonders des Toten da ganz unten an der Kirchhofsmauer.

Ich finde ihn drollig, muss mich mal erkundigen, wo er seinen Lebensabend verbringt.

Sonntag, 17.06.12

Grauenhaft, was mir alles durch den Kopf geht! Erst die Enttäuschung mit Kevin und dann wieder der Knöllerich, diesmal gar nicht so gebrechlich. Und recht gut gekleidet, wenn auch etwas altmodisch.

Das mit Kevin ist aus. Konnte er mir doch vorher sagen, dass er Doris, diese Schlange, interessanter findet als mich. Dann wäre ich nicht zu seiner Geburtstagsparty gegangen und hätte die beiden auch nicht erwischen müssen. Im Keller, neben den Weinregalen. Auf der Tischtennisplatte. Ich hab ihn geohrfeigt und bin gegangen.

Als ich kurz nach Mitternacht am Rheinufer entlang trottete, stand Knolle auf einmal vor mir, als hätte er schon auf mich gewartet. Im Dunkeln wirkte er nicht mehr so alt. Beschwörend redete er auf mich ein. Ich sähe so traurig aus, meinte er, und sollte ihm meinen Kummer erzählen.

Er hörte mir aufmerksam zu, nickte öfter und hatte großes Verständnis für mein häufiges Abstürzen, das theatralisch zelebrierte Selbstmitleid, das meine Freunde oft nervt, und den immer wiederkehrenden Drang, mich selbst zu verletzen.

„Zeig mir deine Narben“, murmelte er und hatte schon den Ärmel meiner Strickjacke hochgestreift.

„Bei so einem Schnitt fließt Blut.“ Es klang wie ein Lob. Dabei strich er mir sanft über die Schulter. Mir gefiel das. Darüber muss ich mich jetzt wundern. War es nicht ein schauerliches Gefühl? Er hatte doch wieder diesen Geruch nach feuchter Erde an sich. Als hätte er wie ich die ganze letzte Woche Blumenzwiebeln eingepflanzt.

Er sagte, er wisse, dass ich wie er ein Nachtschattengewächs sei. Auch ich fände es sicher angenehm, zu zweit durch die Sommernacht zu wandern. Von Insekten und Fledermäusen umschwirrt.

„Das könnten wir zusammen für alle Zeiten“, verhiess er und fuhr mir durchs Haar bis zum Nacken herunter. „Komm übermorgen, wenn Vollmond ist, eine Stunde nach Sonnenuntergang.“ In mir begann etwas zu beben. „Ich muss jetzt ...“ Er nickte nachsichtig. „Du weißt schon, dort unten an ...“ Ich eilte nach Hause.

Hat er wirklich gesagt, an der Kirchhofsmauer?

Dienstag, 19.06.12

Vor einer Stunde ist die Sonne untergegangen. Ich werde ~~nicht~~

Christina Schoch

Ein Foto

Das Foto eines Mannes fällt aus einem Buch, das du eben aus dem Regal genommen hast.

Du hebst es auf, stehst so da, das Buch in der einen Hand und das Foto in der anderen. Doch der Name zum Gesicht fällt dir nicht ein. Du erinnerst dich zuerst an das Buch, wie du damit am Strand gelegen hast, auf dem Rücken, auf einem kratzigen Handtuch. Noch im Badeanzug oder schon im Bikini oder schon wieder im Badeanzug? Wie alt warst du denn? Das Buch, aufgeschlagen vor deinem Gesicht, schützte dich vor der Sonne, vor dem Drumrum, vor dem Strandbrimborium, wie Darren es nannte.

Darren.

Dann warst du noch jung. Du warst zu träge, um wirklich zu lesen. Sätze, die dir vor den Augen verschwimmen. Der Geruch nach Sonnencreme, Salz und gebratenem Fisch. Kindergekreische, Wellenrauschen, das Reiben von Sand auf der Haut, eine Hand auf dem Bauch. Es war ein Bikini. Eine Hand auf dem Bauch. Hat winzige Sandkörnchen mitgebracht, die dich nun pieksen. Und wie du dich heute erst wunderst, dass man diesen Sand überhaupt spüren konnte, dass er nicht einfach verschwand im weichen Fleisch deines Bauches, in den Rillen von Darrens Hand. Dein Murren. Wie du die Hand wieder wegschiebst, wie du sagst: Das ist mir zu warm. Die Hand, die verschwindet.

Und dann dieser Schmerz. Dieser Schmerz, der jäh in dich einbricht, der dich nach Luft schnappen lässt, der dich das Foto zurück in das Buch legen lässt. Du klappst die Buchdeckel auf, schiebst es hinein, irgendwo, auf Seite wieviel, schlägst es schnell wieder zu. Dieser Schmerz. Dass sich Darrens Hand nach all dieser Zeit vor dir öffnen, sich auseinander falten kann wie eine Blume, und der Schmerz liegt unverehrt wie ein Blütenstempel darin.

Du wiegst das Buch in der Hand. Du hast es jeden Tag mit zum Strand geschleppt. Du erinnerst dich an den Umschlag, den Titel, das Bild. Eine gezeichnete Frau im Comicstil, die mit einem Schnuller und Pumps, mit einem Haus und mit Lipgloss jongliert. Die Handlung schwimmt. Darrens Hand schwimmt nicht. Darrens Hand auf dem Bauch, auf dem Rücken. Wie oft hast du Darrens Hand weggeschoben? Wie oft hast du sie liegen lassen, nur um nicht rüde zu sein? Wie oft hast du getan, als würdest du lesen? Wie oft hast du etwas anderes gemacht, während Darrens

Hand auf dir lag? Ein Kreuzworträtsel gelöst, Karotten geschnitten in der Ferienhausküche, Darrens Hand auf dem Po, Darrens Hand mit der Gabel, Tortellini aufpickend. Darrens Hand, die ihm das Kopfkissen gegen die Wange drückt, wenn er neben dir schläft.

Wie du das Buch noch einmal aufklappst, das Foto wieder herausnimmst. Wie du es umdrehst, ohne ein Datum oder eine Aufschrift zu finden. Auf dem Foto ist Herbst. Darren in Mütze und Schal. Über Darrens Gesicht in der Ecke ist der Himmel blassgrau. Woher du das weißt? Dass es Herbst war, nicht Winter? Du weißt es. Woher, weißt du nicht. Wie ist das Bild vom Herbst in den Sommer gekommen?

Wie du die Sätze auf der aufgeschlagenen Buchseite überfliegst: Claudia holte das Rad aus der Garage. Du erinnerst dich nicht. Die Seite ist gelb. Dass deine Bücher bald die alten sein werden, vergilbende Seiten und modriger Mief. Dass die neuen Bücher immer weißer sein müssen, immer druckfrischer riechen. Dass keine Fotos herausfallen können. Dass du jetzt über Darrens Gesicht streichst, unter einer Mütze, die vielleicht du ihm geschenkt hast, du weißt es nicht mehr. Deine Hand auf Darrens Gesicht. Dass du seine Konturen auf dem Foto entlang fährst, versuchst, eine Nase zu spüren, den Mund, versuchst, etwas zu erkennen, das du einmal gekannt hast. Du erkennst ihn nicht mehr. Du wärst auf der Straße an ihm vorbeigegangen, ohne Erkennen, ohne Bedauern. Einfach so. Ist Darrens Gesicht zwischen den Jahren ertrunken, wird auch jetzt nicht mehr ganz, bleibt auf dem Foto, ist fremd. Aber Darrens Hand. Würdest du Darrens Hand aus einem Ärmel hervorlugen sehen, du würdest sie nehmen, die Hand eines wildfremden Mannes in einer Fußgängerzone, du würdest sie nehmen und dir auf den Bauch legen wollen, diese Hand, zu der du sagtest, sie sei dir zu warm, diese Hand, die du vergaßest, zu fotografieren. Wie du vergessen konntest, ein Bild von Darrens Hand zu machen und es in dieses Buch zu schieben, das du heute aus dem Regal nimmst, nach all diesen Jahren, nur um es in eine Kiste zu packen und diese Kiste für den Flohmarkt zu spenden. Dass du vergaßest, ein Foto zu machen, damit es heute hätte herausfallen können. Damit du es hättest aufheben können. Ein Foto von Darrens Hand. Die offene Kiste vor dem halbausgeräumten Regal, das aufgeschlagene Buch auf dem dritten Einlegeboden von unten. Und du auf dem Sofa. Hättest dir das Kissen unter den Nacken gestopft, die Beine ausgestreckt, hättest wie eine Tote auf dem Sofa gelegen, hättest dir den Pulli nach oben geschoben. Das Foto von Darrens Hand auf dem Bauch, noch einmal, nur dieses eine Mal. Nicht, dass du seine Hand wegschieben wolltest, damals, am Strand, erstaunt dich heute so maßlos, sondern dass du es konntest, dass du es tatsächlich konntest, dass die Welt nicht gefror. Und dass es nicht mehr war als eine kleine Bewegung deiner

eigenen Hand, die Darrens Hand für immer verjagte. Du hättest sie festhalten müssen, dich an ihr festhalten müssen. Aber erst wenn man loslässt, bemerkt man manchmal, was fehlt.

Wie du jetzt dastehst, Darrens Gesicht im Herbst wieder zurück in das Buch legst, es vorsichtig zuklappst, das Buch in den Karton zu den anderen packst. Wie du all die übrigen Bücher, eins nach dem anderen, aus dem Regal nimmst. Wie du keins davon in den Karton legen kannst, ohne es vorher aufgefächert zu haben, mit den Seiten nach unten, so dass ein Foto herausfallen müsste, wenn du nur eines hineingelegt hättest.

Wie du bis zum letzten Buch hoffst, dass Darrens Hand herausfallen wird.



Bruno Kartheuser

Seit dir ist
der Garten
wieder sprechend

Barbara-Marie Mundt

Aimée

„Willst du von meinem Apfel abbeißen?“

Sie hatte ihr Fahrrad immer langsamer geschoben, bis ich auf ihrer Höhe war. Ich schüttelte den Kopf.

„Vielleicht möchtest du was lesen?“

Aus ihrer Tasche nahm sie ein zerlesenes Taschenbuch: Thomas Mann, Mario und der Zauberer und ihre Hand hatte mich gestreift.

Ich verneinte auch das.

Erst als wir später im Gras saßen, sah ich sie näher an. Ihr Mund schimmerte wie ein aufgeschnittener Granatapfel, ihre Füße schienen wie aus dem Porzellan einer Geisha gemacht, ich nahm sie in meine Hände und streichelte sie sanft.

Nie zuvor hatte ich eine Frau berührt, außer vielleicht meine Schwester, als wir noch kleine Mädchen waren.

Sie sei neunzehn, hatte sie gesagt, und studiere Musik. Aber ihre Brüste waren spitz wie die einer Fünfzehnjährigen, und über der Scham wölbte ein Federflaum, ein zitteriges Vöglein war's unter meinem zagen Tasten.

Ich nahm ihre Hand und hielt sie gegen die schon tief stehende Sonne, ihre Finger perlten rot gegen das Licht.

„Dort, siehst du“, flüsterte sie, ihr Kopf lag auf meiner Brust. „Das kommt vom Cello, die Saiten drücken tief ein.“

Wir schlossen unsere Augen. Außer uns war nur die Welt mit ihrem leisen Summen, als der Abendhimmel unsere Nacktheit bedeckte.

Christoph Leisten

sun, moon and stars

wir kennen einander schon,
lange bevor wir einander
begegnen. in einer dämmerung
am rande des sommers, vielleicht

zur zeit der letzten wärme, sehen
wir uns an aus augenwinkeln,
wo die sterne noch blind sind
vor licht, als hätten wir uns

schon immer gekannt: du und du,
und diese dunkle sprache dazwischen,
die jetzt niemand versteht außer uns,
sun, moon and stars, unsichtbar

verschlungene gestirne. und ich
lese mich in die nacht und lese
mich nur für uns und beginne mich
endlich zu verstehen: es heißt,

man soll sich kein bildnis machen.
ich brauche keines von dir.
ein augenblick von uns genügt
um uns zu verstehen. es dunkelt,

wir reden weiter, tiefer in die nacht,
und mehr noch drehen sich gestirne
umeinander. zeitenwende. wir atmen
die nacht und alle ungewissheit

darin. wir kennen einander schon.

istaios Musik Persephone		
ückkehr Dryaden Tartarus		Tartarus Charon
erlust Hades Macht		Macht Proteus
Charon Orpheus	Bacchantinnen	aus Liebe Eurydike
oteus Tod	Bacchantinnen	Seele Bacchantinnen
rydike Lyra Aristaio	Charon D	Aristaios k Pers
Bacchantinnen Rückkehr	Tartarus Charon	Rückkehr Dryaden
Persephone	Orpheus Liebe	Verlust Hades M
Tartarus C	Eurydike Lyra	Charon Orpheus
Macht Proteus Tod	aus M	Tod Styx Ser
aus Eurydike Lyra A	Persephone	Lyra Aristaio
Bacchantinnen Rückk		erlust

Theo Payk

zauber

noch klingt dein lied
in meinem ohr
noch hallt dein schritt
durchs jadetor
und sprechen deine hände

als wunsch zurück
war alles da
in wort und blick
so nächst und nah
vom anfang bis zum ende

Jolinde Hüchter

Polnische Billigkippen

Ich schlafe in der Badewanne, seit du weg bist. Ich schlafe in dieser kalten Wanne, weil ich die leere rechte Bettseite noch nicht ertragen kann, weil dein Geruch noch an jeder Feder haftet. Ich wasche mich kaum. Wie Schorf haftest du an meiner Haut, ich kann es nicht lassen, ihn wieder und wieder aufzukratzen. Meine Hände erinnern dich am besten. Jede Kontur, jeden Wirbel. In der Küche stapelt sich Geschirr, die Wände sind erschreckend leer. Du begegnest mir in jeder Tapetenfaser. Ich mache mir einen Salbeitee. Ich trinke keinen Kaffee mehr, meine Gedanken halten mich wach genug. Was wäre wenn. Auf der Anrichte liegt eine deiner Zigarettenschachteln. Polnische Billigkippen. Du hast mir so oft versprochen aufzuhören. Langsam, eine nach der anderen, lasse ich sie im Aschenbecher herunterbrennen. Für einen Augenblick kann ich dich sogar in ihrem staubigen Tabak wiedererkennen, an genau dieses Fenster gelehnt, barfuß, mit nackten Schultern. Du wolltest schon immer mehr vom Leben. Ich rauche nicht. Der Rauch wird dichter und ich kann nicht tief genug einatmen. Als würde ich einen Teil von dir zurückbekommen. Der Wandkalender zeigt den letzten Monat an. Das Telefon klingelt von Zeit zu Zeit. Nichts ist von Bedeutung. Wir wollten immer reisen, nach Alaska, wo die Sonne nie untergeht. Wir träumten von ewigen Tagen. Eine Spinne krabbelt an der Decke hin und her. Ich beobachte sie, wie sie unaufhörlich ihr Netz spannt. Ich stelle mich auf Zehenspitzen und meine Finger ziehen langsam die dünnen Fäden auseinander, bis sie zerreißen. Die Spinne merkt erst nichts davon, sie krabbelt einfach weiter. Als sie es merkt, habe ich sie längst vergessen. Ich habe lange nicht mehr in den Himmel geschaut. Was wäre wenn. Ich öffne das Fenster einen Spalt. Dann gehe ich ins Badezimmer und drehe den Wasserhahn auf.

Tobias Grimbacher

Wenn du wiederkommst

Wenn du wiederkommst
schlachte ich die Karnickel
röste sie mit Maronen und frischem Thymian
bis sie ganz zart sind
und weich zum Rotwein

Wenn du bald wiederkommst
schneide ich das beste Stück Schinken an
koche grüne Nudeln dazu mit einer Kräutersoße
ich sammle honigsüße Pflaumen
und backe dir einen Streuselkuchen daraus

Wenn du einst wiederkommst
würze ich die Tomaten leicht
zupfe dir Blattsalat mit Essig und Öl
und weißem Rettich

Wenn du wiederkommst
gibt es Butterbrote

Rainer Wedler

Beine, übereinander geschlagen

Im Café hatte sie die Beine so übereinander geschlagen, dass man das obere Ende der Strümpfe sehen konnte und die hellere nackte Haut. Sie rauchte ohne Filter und blätterte im „Spiegel“. Matthias stellte sich vor, wie erregend der Übergang vom Nylon zum Fleisch sein würde. In immer kürzeren Abständen schlug sie die Beine übereinander, konnte ihre Unruhe kaum verbergen. Es war zum Verrücktwerden, Matthias wusste, dass er sie jeden Augenblick ansprechen würde. Sie sah auf ihre Uhr und schien erschrocken. Sie warf Feuerzeug und Gauloises in ihre Handtasche, stopfte den „Spiegel“ nach, stand auf und ging. Und wie sie ging! Das metallene Klacken der Pumps markierte ihren Weg. Die schmalen Fersenriemchen betonten die Makellosigkeit ihrer Beine. Matthias wusste, dass er diese Beine nie vergessen würde. Und plötzlich wurde ihm klar, dass es schwer würde, sie wiederzufinden, weil er auf ihr Gesicht nicht geachtet hatte.

Also suchte er verzweifelt nach diesen Beinen und lernte auf diese Weise die wunderbare, aber auch grausliche Vielfalt des weiblichen Gehwerks kennen, so dass er schon nach einigen Wochen in der Lage gewesen wäre, eine Typologie des weiblichen Beines zu erstellen.

Dann endlich, in der Großen Aula eine der Diskussionen, die gerne in Tumulten endeten. Der Professor, den man eingeladen hatte, kam über ein paar einleitende Sätze nicht hinaus, da riss ein Mädchen das Mikrofon an sich, ein Gerangel entstand und der Professor ging zu Boden. Ein Scheinwerfer ging voll drauf, das ist sie! Nur sie bewegt sich so! Die ersten Farbbeutel flogen. Es war wie im Theater. Matthias konnte sich nicht aus der Zuschauerrolle befreien.

Zwanzig Jahre später, ungefähr, Stuttgart Hauptbahnhof. Zuerst war es ihr Gang. Die Struktur war ihm geblieben, die Geschmeidigkeit verloren gegangen, auch die Herausforderung. Der „Spiegel“ unter den Arm geklemmt, zwischen den etwas zu blass geschminkten Lippen eine Zigarette, keine Gauloise, da war er sicher. Das Gesicht hatte er sich eingeprägt, damals in der Großen Aula, es war mit einem Male hässlich gewesen. Nie wieder wollte er sie sehen. Nun hatte es der Zufall anders gewollt. Und

Matthias konnte der Versuchung nicht widerstehen, sich ihr gegenüber zu setzen, sie kannte ihn ja nicht, einen wie ihn hätte sie verachtet.

Wie es früher auf längeren Fahrten so gewesen ist, besonders wenn es in die Nacht hineinging, entstand eine Intimität des Plauderns, weil man sicher war, dass man diesem Menschen man nie mehr begegnen würde. Geschickt lenkte Matthias das Gespräch. So erfuhr er in Kurzfassung die Lebensgeschichte einer Oberstudienrätin, die sich anschickte, Karriere zu machen. Ein Gesicht, gezeichnet von Beamten-gesetz, Curricula und pädagogischem Eros.

Das dunkelblaue Kostüm eine Uniform, die Respekt einforderte. Die Neigung des Sitzes allerdings ließ den engen Rock nach oben rutschen, ohne dass sie es merkte. Sie hatte die Beine übereinander geschlagen, dicke Beine, an der Innenseite des Schienbeins schwarz behaart, Krampfadern, die über die Ufer getreten sind. Sie redete und redete. Matthias schaute nach draußen, sah aber nur sich und diese Frau. Er entschuldigte sich, stand auf, griff nach seinem Koffer, er müsse an der nächsten Station aussteigen, und verabschiedete sich.

Jetzt hätte er gerne eine Zigarette geraucht.



Jörg Kleemann

BLAUBLOND

die morgenfrau
auf dem werbebanner
von C & A & BLA & Co

ihr blick sagt retter
hol mich raus hier
spreng den rahmen
leg feuer
reiss mich runter

lass uns abhaun

nö sag ich bin selbst
auf dem weg in die fälle
geld machen heut abend

kauf ich dich
stell ich dir was
zu essen vors plakat

man sieht sich

Martina Hegel

zimt

kings cross, die vielen menschen, zu viele. ich ziehe die taschen näher heran, sie beherbergen was übrig bleibt von heute. treibgut eines tages. das schwarze leder meiner handtasche wie eine kugelsichere weste vor den wichtigsten organen. das war mal der rücken eines tieres, schnell schwimmen die gedanken davon. nur die augen ausgesetzt dem frühen abend, schutzlos. ein knie an meinem. das asiatische lächeln gilt niemandem im abteil, vielleicht der hand, die heute morgen noch wärmte. der mann mit den dünnen armen, seine lippen singen zahlen. die kinder rechts davon weit weg von all dem. die fahrt atmet sie alle.

gleich nach hause, schnell, keine umwege. der heiße tee, die stimme von lloyd cole, laut, lauter als dieser tag. die klopfenden nachbarn. später ein glas rotwein, den rest von gestern, auf dem sofa. meine hände spielen du auf mir, dann, endlich, das kurze vergessen.

kings cross sagt eine stimme. ich steige aus, werde berührt von allen seiten, unbekannte körper. die frau mit den roten haaren zieht an ihren kindern, die ziehen an ihren träumen. die steigen nicht mit aus. wir schieben uns richtung rolltreppe. nass und dreckig die stufen. alle schauen nach hause, einige in ihren kühlschrank, die glücklichen auf jemand anderen, die vergessenen auf den fernseher. ich sehe in die gesichter derer, die neben mir nach unten fahren. wasser aus augen und geschrienes, dahinter lachen bis man vergisst und unsichere küsse, vieles fährt hinab in den schlund der stadt.

dein blick trifft mich unerwartet, direkt in mein grün, überrascht starre ich zurück, weit oben bist du, kommst näher, nimmst deine augen nicht weg von meinen, siehst ungläubig direkt dahin, wo ich meine worte aufbewahre. ich sollte sie schützen hinter meinen lidern, ich sollte wegsehen. näher, noch näher, ganz nah, ich kann deinen tag riechen, nur ein paar sekunden lang. blicke dir nach, die treppe führt dich weg von mir, du wirst kleiner, du schaust noch immer, hast meine augen keinen moment aufgegeben. weit oben auf festem grund stehe ich, menschen drängen sich an mir vorbei, einer flucht, ich gebe ihm den weg in seinen abend frei. sehe dich wieder zurück fahren, eine frau mit hund überholen, vorsichtig, deinen blick nicht abwenden von mir.

oben stellst du dich neben mich, zu nah für einen fremden, den kopf hältst du schräg. ziehst mich aus, die haut, fleisch und knochen, all das störende. so stehen wir da, zeitlos. bis du meine hand nimmst und die uhr weiter tickt. ein erster satz, so etwas wie drüben ein café, ich folge deinen fingern durch die feuchte luft, vertraue, dass sie den weg kennen, und sage ja. jedenfalls glaube ich das.

drinnen, warm, kerzenwachs auf dem alten holztisch, wir probieren den novembertee und viele worte und später unsere haut. die schmeckt nach zimt.



Monika Lamers

Wintersturm (Romanauszug)

1

Draußen geht Januarsturm. Drinnen habe ich einen metallischen Geschmack auf der Zunge, der auf absonderliche Weise mit dem Sturm zu tun hat. Doch weder habe ich etwas Besonderes gegessen noch getrunken; er kann wohl auch nicht von dem Schluck Cognac kommen, den ich nahm, als ich letzte Nacht gegen halb drei durchs Haus zog. Da stand dieser Rest auf dem Tisch herum, und ich trank ihn weg, mehr der Ordnung halber.

Nein, solch metallischer Geschmack auf der pelzigen Zunge hat andere Ursachen. Es ist damit ähnlich wie mit dem Elefantengefühl meiner frühen Kinderzeit: die Glieder wuchsen ins Ungeheuerliche in der Dunkelheit. Das Gefühl der Schwere in der Zunge und am Gaumen verstärkte sich auf unerklärliche Weise. Alles wuchs ins Riesenhafte, Unmäßige, Elefantenhafte.

Wenn ich dann zaghaft mit dem Elefantendaumen durch die Höhle meines Gaumens fuhr und weiter über die Elefantenzunge, merkte ich, dass sie doch gerade nur so groß war wie die eines Kindes. Ich knipste das Licht an und sah im Spiegel keinen Elefanten, sondern einen Jungen mit schwarzem Wuschelkopf. Und später, im Dunkeln, fühlte ich wieder unverändert eine Elefantenzunge in meinem Gaumen.

Ich weiß, auch jetzt entspricht nichts diesem Geschmack; kein Gold verschluckt letzte Nacht. Das Kind hat niemals versucht, den Eltern, dem Bruder oder sonst jemandem vom Elefantengefühl zu sprechen. Auch von seinen anderen Merkwürdigkeiten sagte es nie ein Wort, wohl aus instinktiver Vorsicht, denn sofort hätten sie gemeint, der Junge sei verrückt. Sie waren immer schnell mit solchen Meinungen, sie, die Normalen, die lebten, wie man eben zu leben hatte. Möglich aber, dass diese ihre Meinung die richtige gewesen wäre: waren das nicht Vorboten? War da nicht schon die latente Angst, ich könne in den Wahnsinn abkippen, die ich inzwischen bisweilen, und eben jetzt wieder, teile?

Einmal habe ich letzte Nacht gemeint, da sei jemand hinterm Haus. Doch es war nur der Sturm, der mich narrete. Jetzt reißt er aus dem Winterhimmel einen aufgleißenden Sonnenstreifen, der dem Ginstergrün auf der Südseite für Momente einen staubigen Glanz verleiht.

Der Vater pflegte häufig zu sagen, der Mensch lebe in einem Siebenjahresrhythmus. Die Bücher, denen er solche Weisheiten entnahm, interessierten mich damals nicht.

Der Mensch ist ein Formen und Rhythmen bildendes Geschöpf, hätte er zu seiner Bestätigung bei Nietzsche lesen können. Doch Nietzsche las man nicht als aufrechter Christ.

Wenn ich mich darauf einlasse, beginne ich mit diesem Januartag die sechste Phase des Taktes, sechs mal sieben. Lasse ich mich darauf wirklich ein? Hielt ich nicht eher zu Rilke, der mit einer gewissen Lässigkeit davon gesprochen hatte, es stehe natürlich jedem frei, Abschnitte zu machen, aber sie seien erfunden? Doch wir müssen erfinden, nicht nur Abschnitte übrigens, sondern alles. Wir werden verrückt, wenn wir uns keine Geschichte, keine Rolle, keinen Sinn erfinden.

Sechs mal sieben. Zweiundvierzig also jetzt.

Manche würden von midlife crisis reden, ich weiß. Ich halte das für ebenso erfunden wie all unsere Abschnitte. Es ist nur ein weiteres unserer probaten Mittel gegen das Irrewerden an der ungeheuren Masse unserer Erinnerung. Wir sind Erinnerung und vermutlich nichts darüber hinaus.

Die Sonne blendet mich für einen Augenblick, Sonnenblick, aus einem Wolkenkrater. Etwas Metallisches liegt in diesem Licht. Aufbruch liegt in der Luft.

Nein, ich werde jetzt nicht ins Hochland von Mexiko aufbrechen – seit Nietzsche meine Flucht-Chiffre per se - sondern gefälligst Bilanz ziehen, wie das anständige Zeitgenossen bereits am Silvestertag taten. Jeder unserer Geburtstage ist solch ein Silvestertag, oder irre ich mich?

Lasse ich mich also ein auf solch Siebenjahresspiel, meine ich, zu Beginn eines jeden Blocks einen Aufbruch zu erkennen.

Diesen Pfeifton, in dem der Sturm sich gerade festgebissen hat, versuche ich zu ignorieren, um mir meine Aufbrüche aufzuzählen, mit dem Bleistift in der Hand, versteht sich. Nimm den Bleistift, setz dich hin, und schreib die Wahrheit! sagte ich mir bereits letzte Nacht, in der Annahme, damit etwas Vorbeugendes zu unternehmen.

Elke Engelhardt

Das Kleid

Sie trug dieses Kleid. Ihre Großmutter hatte es ausgesucht. Es gefiel ihr nicht. Es war zu dunkel.

Sie glaubte nicht mehr an Drachen, das heißt, sie hatte daran geglaubt, wie alle, die nicht wirklich etwas zu fürchten haben, sich Dinge ausdenken, die sie fürchten können.

Manche lebten im Keller. Sie wusste das. Sie wusste, wie es später sein würde. Die Eltern erzählten manchmal von früher. Von Fehlern und Versäumnissen (von Fortsetzungsromanen, bei denen man das Interesse aufrecht erhalten musste). Was man heute anders machen würde und woran man schon damals hätte erkennen können, was Jahre später geschah. In diesen Jahren, sagten sie oft und sie spürte, dass die Zeit nichts Abgeschlossenes war, dass es Jahre gab, die lange zurücklagen und immer noch wuchsen und andere, die man sich vorzustellen versuchte, aber wenn sie drohten, sich einzulösen, schob man sie von sich, schob sie vor sich her.

Sie dachte an die Großmutter. Betastete das Kleid. Es fing an ihr zu gefallen.

Kann man sich an die Angst gewöhnen, wie an ein fremdes Kleid, fragte sie sich. Die Großmutter hatte keinen Brief geschrieben. Sie hatte nur dieses Kleid geschickt, ohne ein Wort. Niemand verlor ein Wort darüber. Vielleicht wussten auch sie, was das bedeutete. Sie würde in die Halle eintreten, die ihr ein wenig wie ein Palast erschien und die Tafeln mit den Ankunftszeiten studieren. Ihr kleiner Bruder weinte, die Stufen knarzten. Sie hörte Geflüster, das Rascheln der Bettdecke. Das Schreien hörte auf. An seine Stelle waren Schritte getreten. Schritte und leises Summen.

Hast du mir auch vorgesungen, als ich klein war?, hatte sie die Mutter gefragt, gestern und vorgestern und vor einer Woche. Sie hatte nur traurig und müde gelächelt, gesagt hatte sie nichts. Als gäbe es nur eine sehr begrenzte Anzahl von Worten, die für sie bestimmt war, so dass die Großmutter keinen Brief zum Kleid schicken konnte und die Mutter nur die notwendigsten Fragen beantwortete. Als würden sie die Worte sparen, um später etwas Großes daraus errichten zu können. So groß und hell und hoch wie diese Bahnhofshalle. So voller Möglichkeiten, Ankünfte und Abfahrten.

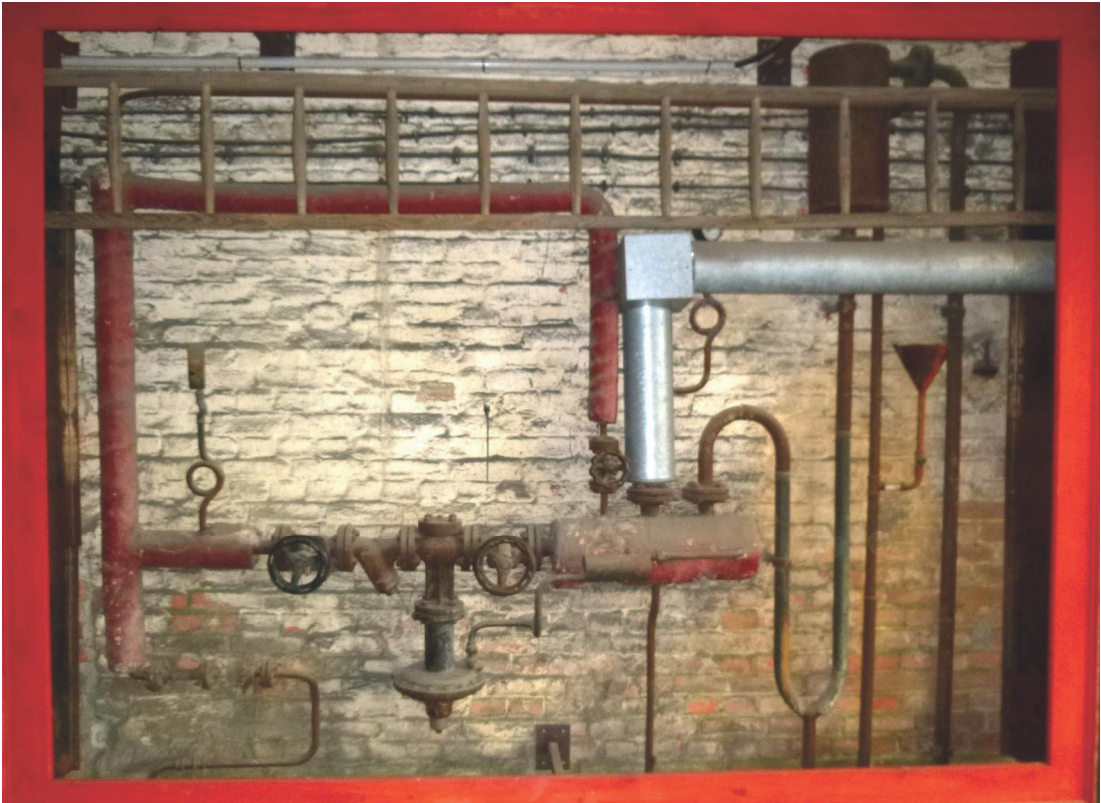
Wolfgang Wurm

Zimmer 16

Der Abend war eine
Verfrühte Nacht
Scheinwerfer verirrtten sich
In den Kissen

Ein sterbender Käfer
Glitt ich an dir ab
Begrub die Augen
In deinem Haar

Ich bin unsichtbar
Das gescheiterte Kind
Unterm Faltenrock
Zuflucht erflehend



Sophie Reyer

Mutterbrenner (Romanauszug)

1. Begegnung mit der Großmutter

Die vielen Stimmen, die ins Treppenhaus dringen, abends: Das ist der Fernseher. Den dreht die Mutter Luise an, um sich wach zu halten. Oder um weniger einsam zu sein. Die Kinder sitzen daneben. Eines links von der Mutter, eines rechts. Ina, das Mädchen, tut so, als würde es die Bilder beobachten. Neben Ina hockt Clemens, der Bruder. Er hält die Hand der Mutter. Die Geschwister sehen einander ähnlich. Das liegt nicht nur an der äußeren Erscheinung. Manchmal flackert ein Licht in den beiden Gesichtern auf, die sich gleichen. Oder ist es die Art und Weise, wie sie die Blicke senken, die Augenbrauen anheben? fragt sich Ina, wenn sie und der Bruder vor dem Spiegel stehen und einander gegenseitig betrachten. Sie weiß es nicht. Sie weiß nur, dass es eine enge Verbindung zwischen den beiden gibt. Ina und Clemens haben nur einander.

An manchen Tagen ist die Traurigkeit der Mutter sehr laut, findet Ina. Heimlich beobachtet sie die Mutter, wie sie ins Flimmerquadrat guckt. Oft fragt sie sich, was die Mutter denn immer denkt. Warum sie so dasitzt, mit nach unten geklapptem Kinn und weit aufgerissenen Augen.

Die Gedanken der Mutter sind weit nach hinten gekippt, in die Vergangenheit hinein. Aber das weiß Ina nicht. Sie sieht nur den Kiefer, den teilnahmslosen Blick. Ina greift dann nach der kleinen, speckigen Kinderhand des Bruders. Hält sich daran fest.

„Mama?“ fragt Ina.

„Was?“

„Darf ich mittwochs mal ins Kino mit einer Freundin?“

„Bist du nicht noch ein bisschen jung dafür?“

Luise senkt den Blick, beobachtet ihre Fingernägel und kaut ein wenig an ihnen herum.

„Meinst du?“

Keine Antwort. Ina zieht die Beine an den Bauch und rückt näher an den Bruder heran. Hinter dem Fenster beginnt es zu dämmern. Wieder ein Tag vorbei. Der Rhythmus ist derselbe geblieben, auch, seit sie umgezogen sind, weg von Vater. Findet Ina. Und dass er kaum fehlt.

Während Luise da sitzt und das Licht des Fernsehers auf ihrem Gesicht flackert, denkt Clemens immer wieder an den Traum von der Großmutter, der sich in den Nächten wiederholt.

Unmittelbar nach dem Traum schwellen manchmal die Fenster an, schieben sich dichter an ihn heran. So auch jetzt.

Clemens rückt ein bisschen näher an die Mutter heran, legt seinen Kopf auf ihren weichen Schoß. Die Hände der Mutter fahren ihm durchs Haar. Der Raum des Wohnzimmers ist auf einmal sehr eng.

„Ich hab geträumt, dass die Großmutter ins Feuer muss“, sagt Clemens plötzlich.

Die Mutter schaut nicht vom Bildschirm auf, sie scheint kaum zu zu hören.

„Na geh“, meint sie nur.

„Ich hab sie gerettet. Aber dann hab ich nur dich gerettet in Wahrheit.“

Die Mundwinkel der Mutter zucken leicht auf. Sie dreht den Kopf zur Seite, tut so, als hätte sie nichts gehört. Die Schwester greift nach einem Stoffhund aus pastellfarbenem Plüsch, der auf dem Sofa liegt, und wackelt mit ihm vor Clemens' Blick herum. Beugt sich zu ihm herunter. Das Gesicht zu einer hängefaltigen Fratze verzogen. Clemens zuckt kurz auf. Wie nahe die Wangen der Mutter über ihm labbern.

Auch die Fenster schieben sich immer näher an Clemens heran. Bedrohlich. Ob er aus ihnen springen soll? Der Schlund der Wohnung ist riesig, es gibt kein Entkommen. Clemens macht sich klein und schiebt den Kopf auf den Schoß der Mutter.

„Was hast du denn?“ fragt Luise.

Zusammengerollt liegt er da auf Luises Schenkeln, will in ihrem Nabel verschwinden. Clemens hat Angst vor diesen Räumen, die sich mehr und mehr zusammenziehen. Er vergräbt sein Gesicht an Luises Bauch, damit er deren lächelnde Fratze nicht sehen muss. Verkriecht sich im warmen duftigen Mutterleib. In der Mutter aber ist es schweißig, zitterig. Clemens hat keine Worte dafür. Weiß nur, dass es sich nicht fortlaufen lässt. Nicht in die Mutter hinein, und nicht aus der Mutter heraus. Nirgendwohin. Also klappt Clemens die Lider wieder auf. Der blaue Teppichboden schwillt an, wird riesig, knallt ihm gegen den Blick. Gleichzeitig schrumpfen die Wände, bis sie knapp vor seinen Augen zu halten kommen.

„Morgen habt ihr Faschingsfeier in der Schule“, sagt die Mutter mit süßlicher, leicht bebender Stimme.

„Ja.“

Clemens greift auf den Bauch der Mutter Luise, der sich leicht auszuwölben begonnen hat, seit der Vater weg ist.

„Freust du dich denn nicht, Clemens?“

„Bin nervös.“

Seine Zähne klappern leicht aus ihm heraus.

„Warum denn?“, antwortet die Mutter. Sie zieht Clemens näher zu sich hin. Drückt ihn mit zitternden Fingern gegen ihr pochendes Herz. Ina, die Schwester, sitzt ausdruckslos daneben und starrt die Mutter an.

Nicht nur beim Fernsehen beobachtet Ina das Profil der Mutter: Die leicht buckelige Nase, das labbernde Doppelkinn. Um Clemens macht sich die Schwester keine Sorgen. Stattdessen folgt Ina allen Bewegungen und Haltungen der Mutter Luise, überprüft sie, fragt sich, was in der Mutter passiert. Warum sie manchmal wegkippt, ihre Fragen nicht hört, ihre Berührungen kaum spürt. Ina fixiert die Mutter, beobachtet die Art, wie sie da sitzt, mit den Händen über Clemens' zartes Gesicht streift. Manchmal beobachtet Ina die Mutter auch, wie sie kocht, wäscht, bügelt, oder summend am Balkon umher streift und die Pflanzen gießt. Die Mutter merkt es nicht.

Inas Welt ist klein: Ein alter, scheppernder Stutzflügel. Das Hauptabendprogramm.

Die breiten Lockenwickler der Mutter, Schaumrollen, denkt Ina. Manchmal darf sie sich diese Lockenwickler auch ins Haar hinein drehen, und sie freut sich dann, weil sich die Mutter freut. Die Tochter ist eine einzige Beobachtung. Ina sieht sich selbst von außen zu. Hat einen inneren Zwang, alles zu kommentieren, mit Sprache festzuhalten. Diese Sprache macht Ina still, und die Stille wiederum ist notwendig gegen die immer wandernden Fingerhölse der Mutter, die sich manchmal die Beine aufkratzen, die an den Nagelbetten reißen. Die geborgten Augen sorgen sich nicht, weiß Ina. Sie werten nichts. Heben nichts auf. Es sind die Augen einer Kraft, die die Vogelperspektive eingenommen hat. Diese Kraft hält eine Fernsteuerung in der Hand. Sie lenkt den Körper des Mädchens, hin und her. Her und hin. Passt auf, dass Ina an keinem der Hindernisse anstößt.

Inzwischen ist Clemens' Atem ruhig geworden, er liegt auf dem Schoß der Mutter da, ein Plüschtier an seinen Körper gepresst.

„Jetzt ist aber Schlafenszeit“, entfährt es Luise auf einmal. Ina weiß, was sie zu tun hat. Sie steht auf und streift die Polster auf der Couch zurecht. Die Mutter hebt den Körper des Bruders hoch, sein Kopf knickt nach hinten ab. Ina beobachtet, wie Luise den Körper ins Kinderzimmer nebenan trägt. Sie sieht Luisens langgezogene Gestalt hinter der Glasscheibe der Türe. Die Mutter legt den Körper des Bruders ins Bett und deckt ihn zu.

Am meisten Angst haben Ina und Clemens vor der Nacht. Die Nacht weckt seltsame Gestalten auf, schimmernde transparente Wesen. Wenn Ina sich auf dem Bett zur Seite rollt, sich in die Decke einrollt, hat sie manchmal das Gefühl, jemand stünde mit einer Hacke in der Hand hinter ihr und würde diese gleich in dem Moment mit einem Hieb in ihren Rücken jagen, in dem sie sich umdreht. Ina hört, wie Clemens im Schlaf spricht. In der Nacht gehen die Toten durch das Zimmer, und die Haare stülpen sich aus Inas Haut heraus. Hin und wieder steht der Bruder auf, sein Blick ist seltsam leer. Er wird sich am nächsten Morgen an nichts mehr erinnern können, weiß Ina. Der Bruder hat dann oft Schaum vor dem Mund, irrt im Zimmer umher, ausdruckslos. Weil er selbst keine Angst zu haben scheint, macht er auch Ina keine Angst. Oft schält Clemens seinen kleinen Penis aus der Pyjamahose und pisst gegen die Regale, in denen die Kinderbücher stehen, in Reih und Glied. Aber heute Nacht nicht. Heute hört Ina dem gleichmäßigen Atem des Bruders nach, der ihr einziger Verbündeter ist in dieser Welt der Verrückten und der Toten. Ina kann wieder nicht einschlafen. Die Sprachfetzen, die von der gegenüberliegenden Straßenseite zu ihr herein dringen, sind laut. Ein Betrunkener brabbelt etwas vor sich hin. Ob die Frau, die immer gegenüber am Balkon steht, noch wach ist, fragt sich Ina. Zählt springende Schafwolken, die sie sich in ihrem Kopf zurecht gelegt hat. Reibt die Zehen gegeneinander. Irgendwann muss doch auch diese Nacht vorbei sein, oder?

Als Ina um zwölf Uhr immer noch nicht schlafen kann, schiebt sie einen Sessel vor das Fenster, setzt sich kerzengerade hin und starrt auf die Fußgängerzone hinaus, bis das Bild vor ihren Augen verschwimmt. Dass dann doch endlich die geflügelte Riesenlibelle käme und sie abholte, denkt Ina. Wohin sie möchte, weiß sie auch nicht. Nur: Fort von hier. Die Zeit ist eine riesige Geschwulst in der Wohnung. Das Knacken der Lade bricht dem Mädchen fast das Genick. Es hat eine namenlose Angst. Nicht vor den Geräuschen. Aber dass da was in den Geräuschen hockt. Diese Angst hat mit der Angst um die Mutter zu tun, hat mit den Toten zu tun, zu denen der Bruder spricht im Schlaf. Aber die Angst ist namenlos. Ina zieht die Beine an den Bauch. Aus dem Fenster gucken. Ina übt etwas, von dem es später sagen wird, dass es Sehnsucht ist. Jetzt weiß sie aber noch nichts davon. Ina spürt die Rillen des Sessels unter ihrem Arsch, den sie vor das Fenster geschoben hat. Sie spürt die abgewetzten Ärmel des Trainingsanzugs. Sie zerrt mit den Fingern an den Löchern herum und beult den Trainingsanzugs aus.

„Wirf ihn nicht weg“, hat Ina der Mutter Luise gesagt. Sie wusste dabei schon, dass die Mutter ihn wegwerfen wird. Bald. Die Riesenlibelle kommt nicht. Die Tage vergehen. Als wäre die Libelle nur ein Märchen. Die wird schon noch echt werden,

denkt Ina. Wenn sie nur lange genug den Blick aufklappt. Wie auch das Gesicht des großen Stoffclowns sich bewegt, wann immer sie nur lange genug hinstarrt. Hin stiert. Dann sieht es den ruckeln. Da ist Ina sich sicher, dass sich was verschiebt vor seinem Blick.

Hinter den Ziegeldächern ändert sich die Farbe des Himmels. Da ist nichts als das Geräusch, das die Tauben machen. Graue schmutzige Gefieder. Die Tauben hüpfen herum am Fenstersims. Ihr Gurren klingt wie das Dumpfe, das sich aus Inas Bauchraum dreht und bis ins Geschlecht hinein, wenn sie daran herum zupft, spielt und rupft, bis sich etwas überschlägt. Die Wellenbewegungen im ganzen Körper. Weich und saftig zwischen den Beinen. Ina macht das seit dem Kindergarten. Dass es heimlich sein muss, weiß sie. Und weiß nicht, warum. Aber vor Clemens darf es nicht sein, mit dem das Mädchen im winzigen Zimmer schläft. Die Betten nebeneinander. Die Hände müssen auf der Bettdecke aufliegen, das kontrolliert die Mutter vorm Einschlafen. Die Enge des Zimmers. Nur das Fenster macht das Zimmer weit. Die Augen des Mädchens aber sind klein und verknipt. Der kurzsichtige Blick. Wenn Ina die dicke Hornbrille nicht aufsetzt, ist sie sich nie sicher, ob sie das sieht, was sie sieht.

„Ich hab Facettenaugen“, sagt Ina dann ganz laut und greift nach der Brille.

Die Leere hinterm Fenster verschwimmt immer wieder vor den Augen des Mädchens. Konzentrierte Augen. Sie klappen auf. Klappen zu. Aber wie sehr Ina sie auch zusammenkneift und wieder aufreißt, keine Libelle hinter den Dächern. Ob sie noch zu weit oben ist, fragt das Mädchen sich. Ein winziges Fleckchen, das erst heranwachsen muss vor ihren Blicken. Ina kaut an der Unterlippe. Schaut und schaut. Da begegnet Ina wieder einmal die Sprache.

Die Sprache hilft, dass die Zeit vergeht.

Antje Pachler

Beachtliches Kapitel

Duften warm die Holzstöße
vom Waldrand her,
wie damals, als wir den Eltern
verloren gingen im Himbeerschlag,
der war uns unendlich
wie die ersten Sommerferien, damals
als wir respektvoll
dem Fingerhut seinen Namen erklärten.

Hussein Habasch

Die Gesänge meiner Mutter

1

Gesang der Vision:

Heute Morgen war meine Mutter allein zu Hause.
Sie flickte die Hose meines Bruders Mahmoud, die vom gestrigen Elend gerissen war.
Mit der Nadel stach sie sich in den Finger.
Warmes Blut tropfte auf den Faden und befleckte die Hose.
Meine Mutter war irritiert.
Sie schwor meinem Vater und allen Nachbarn,
ich sei ihr heute Morgen erschienen, sie hätte meinen Schatten gesehen.
Mein Erscheinen verwirrte sie sehr. Von Sehnsucht ergriffen hätte sie mich sogar
umarmen wollen.
Vor lauter Unachtsamkeit stach sie sich mit der Nadel in den Finger.
Hat sie mich wirklich gesehen?
War ich wirklich dort? Oder sah sie mich nur mit ihrem Herzen?

2

Gesang der Sehnsucht:

Dreißig Jahre irrte ich mit nacktem Herzen umher.
Jedes Mal, wenn ich eine Frau in einem langen Kleid mit einem Tuch auf dem Kopf
sah, rief ich 'Mutter' nach ihr.
Dreißig Jahre und sechstausend Meilen meiner Verbannung sind es jetzt, die mich
von den Rosen, vom glänzenden Morgen, vom Gesicht der Engel, dem Gesicht mei-
ner Mutter, trennen.
Dreißig Jahre ist es jetzt schon her, und jedes Mal, wenn ich über eine Frau schreibe,
schreibe ich über meine Mutter.
Wenn ich eine Frau male, gebe ich dem Bild die Farben meiner Mutter.
Dreißig Leinentücher, dreißig Gräber, dreißig ...
Die Hoffnung spendet mir Trost. Jedes Mal, wenn ich meinen Kopf auf die Brust
meiner Mutter lege, fühle ich mich geborgen.

Gesang der Leidenschaft:

Die Mosaiken an den Wänden unseres Lehmhauses,
die gelbe Verzierung am Türrahmen,
das Familienfoto, das sorgfältig neben dem Bild von Imam Ali hängt,
die Reste der Verzierung auf dem Brot-Backblech,
der große Stein, vor der Tür, der immer bereit ist, Gäste zu empfangen,
die Regale, auf denen alte Zeitungen liegen,
die Öllampe, die ihre Lichtstrahlen übermütig verteilt,
der Gebetsteppich,
das heilige Lachen, welches all dies leidenschaftlich und mit großer Mühe schuf ...
es ist das Lachen meiner Mutter.

ins Deutsche übertragen von Fouad El Amad

Bruno Kartheuser

Die Welt
geht stockend
So kann
meine alte Mutter
Schritte halten



Peter Suska-Zerbes

Der verlorene Sohn

Die handelnden Personen:

Franz Mehringer. Der Vater. Aufrecht. Unbeugsam. Hinter dem Schreibtisch. Thronend.

Clemens Mehringer. Der Sohn. Etwas gebückt vor dem Schreibtisch. Deutlich unsicher im feudal eingerichteten Büro um sich blickend. Gescheitert. Wie die meisten anderen.

„Du bist nicht überrascht, Vater?“

„Was willst du, Bernhard?“

Zwei Fragen. Beide bleiben unbeantwortet. Zwei Menschen. Beide hätten sich, unter normalen Umständen, längst nichts mehr zu sagen. Aber es gibt keine normalen Umstände mehr.

Das Szenario:

Hier drinnen im luxuriösen Büro: 23. Juli, 1845 (Vergangenheit konserviert.)

Draußen vor der luxuriösen Villa: 23. Juli, 2045

Was Experten schon zu Ende des 20. Jahrhunderts vorausgesagt hatten, war eingetreten. Allerdings früher. Es war viel schneller gegangen, als selbst die Experten dachten. Über die Ursachen stritt man. Niemand wollte schuld sein.

Über die Wirkung stritt man nicht. Niemand konnte die Katastrophe leugnen.

2041: Ausfall des Golfstroms, der Wärmepumpe Europas.

2042: Zusammenbruch der politischen Systeme. Fast überall.

2043: Zusammenbruch des globalen wirtschaftlichen Systems.

Jetzt im Juli nur noch Kälte. (Im Winter vier Millionen Erfrorene. Allein in Europa.)

Jetzt nur noch wenige multinationale Konzerne, die die Weltwirtschaft kontrollieren.

Jetzt nur noch eine globale Diktatur, die von einem zentralen Computer gesteuert wird.

Erfolgsgründe des alten Mehringers

Umstieg bei der Produktion auf Heizsysteme mit Solarenergie. Soziale Skrupellosigkeit, was alle Angestellten und Arbeiter der Firma betraf. Unmöglich? Unsinn! Logische Folge einer nie gekannten Arbeitslosigkeit. Die Gefahr einer Umweltkatastrophe war bekannt, viel diskutiert und ad acta gelegt ... als noch Zeit war ... als vielleicht

noch Zeit war. Kurz, das herrschaftliche Büro ist geheizt. Im Rest der Villa nur da, wo der der alte Mehringer sich aufzuhalten pflegt. Niemand beschwert sich darüber. Jeder ist froh, überhaupt überleben zu können.

Vater. Sohn. Zwei Welten:

Beide schweigen. Das was es für den Vater noch zu sagen gäbe, hat er längst gesagt. Damals als Bernhard als Vierzigjähriger Mona kennenlernte.

Der Vater: Nicht standesgemäß. Keine Diskussion! Vergiss sie, sonst ...!

Der Sohn ging, schlug die Tür zu. (Trotz der Welt draußen und wegen der Liebe zu dieser Frau.) Er glaubte für immer. Es kam anders. Klar ... Hätte er (der Sohn) sich denken können.

Der Vater blieb allein, glaubte (gerade wegen der Welt draußen und trotz der Liebe des Sohnes zu dieser Frau), der Sohn ginge nicht für immer. Klar. Ob er seine Entscheidung bereute? Sehr unwahrscheinlich.

Der Sohn hatte diese Entscheidung für die Liebe, für Mona nie bereut. Trotz der Welt dort draußen, der Kälte, der Arbeitslosigkeit, der Armut, des Elends. Unwahrscheinlich, aber wahr.

Das Problem:

Dennoch muss der Sohn jetzt dastehen, leicht gebeugt. Sichtlich gescheitert. Ängstlich stellt er sich nur die eine Frage: Kann der Vater wissen, dass Mona, seine Frau, sehr krank ist, dass sie dringend eine Transplantation von Rückenmark braucht, und dass dies der einzige Grund ist, warum er hier ist? Natürlich sein Vater weiß es, hatte immer seine Quellen. Und Gold. Mehr als genug. Ja, er könnte helfen (zumindest was das Gold betrifft). Die Transplantation wäre kein medizinisches Problem. Die Erfolgsaussichten wären vielversprechend ... wären vielversprechend ... wenn ... wenn sie das für die Bezahlung erforderliche Gold hätten. Wie der Vater. In einem Land, in dem Tausende jeden Tag verhungern, ist Gold das einzige, was zählt. Gesundheit ein Privileg. Für diejenigen mit dem Gold. Nur für diejenigen.

Der Sohn fürchtet: Er wird Mona verlieren. Auf die ein oder andere Weise. Sagt der Vater ja, dann würde er sie, Mona, verlassen müssen. Aber sie, Mona, würde leben.

Beginn der Verhandlungen:

Der Sohn weiß, es macht keinen Sinn, es dem Vater zu erklären. Liebe? Das würde der Vater nie verstehen. Nie! ... Trotzdem! Er muss alles versuchen.

Der Sohn beginnt, kaum hörbar: „Du hast damals recht gehabt.“

Leerer Blick des Vaters, der sich irgendwo in der Tiefe des feudalen Büros verliert.

Der Sohn: „Als damals diese Umweltkatastrophe so langsam über uns hereinbrach, konnte ich nicht ahnen ... Es ging alles so schnell. Zuerst dieser Klimawandel, dann der völlige Zusammenbruch. Das Chaos. Die Not.“ Dann schweigt er. Seine Wirklichkeit.

Der Vater schweigt. Er hat eine andere Wirklichkeit. Ja, auf seiner Seite des Schreibtischs sieht seine Welt anders aus. Ihm, dem Vater, mangelte es nie an etwas. Jedenfalls nichts, was er mit Gold kaufen kann. Im Gegenteil. Schlechte Zeiten sind gute Zeiten. Für ihn.

Beschwichtigung: (Eher ein Versuch des Sohnes.)

Der Sohn: „Natürlich war es richtig von dir, die Hälfte der Belegschaft zu entlassen, den Rest für die Hälfte des Lohns weiter arbeiten zu lassen. Der Umstieg auf Solarenergie: Genial!“

Natürlich hat und hatte der Vater Recht: Fossile Brennstoffe sind längst nicht mehr finanzierbar, nicht in dieser Katastrophe. Für diejenigen, die das Gold haben, baut das Unternehmen Solaranlagen, die das ganze Jahr Wärme garantieren. Viele profitieren jedoch nicht mehr von diesem Luxus ... Wärme den ganzen Tag. Die Zeiten sind längst vorbei!

Braucht sich niemand zu beschweren. Vorausschbar. Verhinderbar, vielleicht verhinderbar.

Der Vater ist auf dem Höhepunkt seiner Macht. Seine Goldene Regel: Gold regelt alles.

Zweiter Verhandlungsschritt:

„Und?“, fragt der Vater. Hinter seinem Schreibtisch.

Der Sohn versteht; „Ja, bei Mona hast du auch recht gehabt. Ein Flittchen.“

Der Vater bleibt kalt. „Und?“ Natürlich ist er gut informiert, aber er lässt sich nicht in seine Karten schauen, spielt in Ruhe sein Spiel weiter. „Und? Was willst du?“

„Ich brauche Gold ... bin Wucherern in die Hände gefallen.“ Diese denkbare Geschichte erfand Bernhard, bevor er herkam. Es gibt eine Menge von Goldverleihern, die nicht davor zurückschrecken, einem säumigen Gläubiger alle Knochen für eine halbe Unze Gold zu brechen. (Wenn notwendig auch mehr.)

„Wie geht es ihr?“ fragt der Vater, ohne auf die erfundene Geschichte einzugehen.

Der Sohn zuckt zusammen. *Er weiß die Wahrheit, die Wahrheit mit Mona! Ganz sicher!*

Zu spät! Zu spät, um mit der Wahrheit herauszurücken. „Wie es Mona geht? Keine Ahnung. Wir leben zwar noch zusammen, aber wir reden nicht mehr miteinander.“ Zumindest denkbar. Als Bedarfsgemeinschaft hat man wenigstens Anspruch auf ein kleines Zimmerchen. Ungeheizt. Versteht sich.

Der Vater: „Du kennst meine Bedingungen.“ Keine Frage. Eine Feststellung.

Bernhard nickt, sagt: „Selbstverständlich, Vater!“

„Wie viel?“, fragt der Vater. Ohne jegliche Betonung. Ohne jede Wärme in der Stimme. Auch keinerlei Regung in seinem Gesicht, als der Sohn die unglaubliche Goldmenge nennt.

„Wann?“ „Sofort!“ „Hm.“

Spannung vor der Entscheidung:

Der Vater geht mit den Händen auf dem Rücken zu dem großen Panoramafenster.

Der Sohn folgt (im gehörigen Abstand ... versteht sich von selbst).

Beide schauen hinaus auf den weitläufigen Park der Villa.

Beide sehen sie die Paramilitärs, die mit Maschinenpistolen dort patrouillieren. Wer Sicherheit vor den marodierenden Banden haben will, muss selbst dafür sorgen. Kein Problem. Solange man Gold hat. Schweigen. Sehr lange.

Bedingungen:

Dann dreht der Vater sich um, kommt zurück hinter den Schreibtisch, setzt sich auf den Stuhl, legt gleich mit seinen Forderungen los:

„Erstens: Du wirst wie die anderen vierzehn Stunden am Tag arbeiten.

Zweitens: Du wirst an Ordnung, Disziplin und Fleiß allen ein Vorbild in der Firma sein.

Drittens: Es wird in diesem Haus auch weiterhin nur meine Entscheidungen geben.

Viertens: Wie alle anderen wirst du für das Existenzminimum arbeiten.

Fünftens: Du kannst wie jeder andere zu jeder Zeit entlassen werden. Klar?“

Bernhard macht eine Verneigung. Steif. Eckig: „Selbstverständlich, Vater.“

Trotzdem Hoffnung:

Für einen Moment ist der Sohn erleichtert. Die Bedingungen sind hart, jedoch nicht so hart, wie er es sich vorstellte. Die Forderungen sind nicht ungewöhnlich. Nicht für das für die Operation benötigte Gold. (Das wissen beide.)

Der Sohn hatte befürchtet, mit seinem Vater zusammen in dieser Villa leben und Mona, seine Frau, verlassen zu müssen. Für immer. (Versteht sich von selbst.)

Auch dazu wäre er bereit gewesen. Sicher. Was bleibt ihm auch anderes übrig? Fast hätte er seinen Vater angelächelt. Dankbar. Sein Vater ist doch nicht so übel. Alles würde gut. Mit dem Gold des Vaters.

Der Vater: „Ich denke, das ist klar soweit. Man wird dir in der Buchhaltung das erforderliche Gold geben. Du fängst, sobald du deine ... Sache erledigt hast, zu arbeiten an! Verstanden?“

„Danke Vater. Du wirst sehen, dieses Mal werde ich dich nicht enttäuschen.“ Verneigung.

Der Vater nickt, vertieft sich gleich in eine Akte. Der Vater reicht nicht die Hand herüber.

Der Sohn geht erleichtert, geht wie auf Wolken zur hohen, geschnitzten Bürotür. Geschafft!

Er ist nicht umsonst zurückgekehrt! Er hat das Gold! Er kann bei Mona blei ...

Zerschlagene Träume:

Die Stimme des Vaters. Sie holt ihn in der Tür ein. „Ach so. Nach Feierabend bist du natürlich in deinem Zimmer. Hier in der Villa. Immer!“

„Selbstverständlich, Vater.“ Verneigung. Steif. Eckig.

„Und ... du wirst deine Frau nie wiedersehen. Verstanden?“

Möglichkeiten: (wie es weiter gehen könnte)

Möglichkeit 1: Bernhard verbeugt sich erneut tief vor dem Vater. Steif. Eckig.

Das 'Selbstverständlich, Vater' erstickt dieses Mal. In seinen Tränen.

Möglichkeit 2: (Wie von Mona und Bernhard bei gescheiterten Verhandlungen mit dem alten Mehringer geplant.)

Bernhard dreht sich um, ohne ein Wort zu sagen. Er kehrt sofort zu seiner großen Liebe zurück. Am Abend nehmen Mona und er sich das Leben.

Möglichkeit 3: Bernhard tritt vor, wendet sich an das Publikum. Er schaut einen langen Moment mit ratloser Miene auf die Leute, bevor er fragt: „Wollt Ihr es wirklich so weit kommen lassen?“

Ende? Nein! Es gibt kein Ende ... noch nicht!

Michael Starcke

auf besuch I

auf besuch zurückgekehrt
in die wohnung der eltern
konfrontiert von der stille
mit alten geschichten
und nie beantworteten fragen.
rot und gelb leuchtet der herbst
vor den fenstern,
ein erkrankter baum,
der im frühjahr gefällt werden soll.
die zeit verstaubt nicht.
Ererbt ist sie ein kasten
für alte mäntel und erinnerungen,
vergessen wie ein termin
beim friseur oder der fußpflegerin.
bilder erzählen von verletzungen.
sie zeigen narben und risse,
selbst gerahmt stumm wie wunden,
die ein leben lang nicht verheilen
und ins grab der unendlichkeit
mitgenommen werden wie nichts.
die stille hier ist niemand
ein stachel im auge. nach
dem gesetz der einsamkeit
ist sie wunsch und peripherie
und der herzen selbstgespräch.

Clemens Schittko

Stand 2013

Als mein Vater
mit nur 44 Jahren starb,
war ich gerade 19.

Heute ist mein Vater
immer noch 44;
nur ich bin inzwischen
34 Jahre alt.

10 Jahre Altersunterschied
machen meinen Vater
zu einem (älteren) Bruder.

Sollte ich einmal
69 werden,
wird dieser Bruder
mein Sohn sein.

Rita Kupfer

Halt in Kassel - Wilhelmshöhe

In ihrem Kopf wirbelt es durcheinander, wie die wenigen Schneeflocken, die weiß und leicht vor ihrem Gesicht hin und her tanzen. Ein kräftiger Wind bläst sie ständig in andere Richtungen, nach oben, nach unten, zur Seite, im Kreis herum. Sie hat wieder den Friedhof vor Augen, spürt ein leises Bedauern, dass sie das Grab der Schwester nicht gefunden hat, obwohl es ihr so gut beschrieben worden war. Vielleicht war der Stein des Familiengrabes noch nicht wieder aufgestellt nach der Beisetzung der Urne.

Der Park. Sie genießt die Ansicht der weiten Rasenflächen, die mit ihren planvoll gesetzten Baumgruppen hinauf zum Denkmal drängen, die Waldflächen mit den mächtig ausladenden Bäumen, die links und rechts die Anhöhe säumen. Schon als Kind hatte sie den Schloßpark in Wilhelmshöhe geliebt mit dem riesigen Herkules, der sich an der Spitze des Baues mit den vielen Ecken so gedankenvoll auf sein Schwert stützte. Die Spaziergänge allein mit dem Vater, später mit der kleinen Schwester, die seine Aufmerksamkeit für sich beanspruchte. Die sinnliche Wirkung der Landschaft kann sie erst heute als Erwachsene bewusst wahrnehmen. Auf ihre wiederkehrende Frage, wer denn der Mann sei, der da so hoch im Himmel stand, hatte der Vater zunächst stets ausweichende Antworten gefunden. Erst als sie später die griechischen Sagen selbst zu lesen bekam, erfuhr sie von den Taten des antiken Helden, die der Vater in ihren frühen Jahren wohl für zu grausam hielt, um von ihnen zu erzählen.

Der leise, klingende Ton des Smartphones, der das Erscheinen des Textes mit der Nachricht ankündigte, sie hat ihn wieder im Ohr. Die Schwester. Die Kleine. In minimaler Kürze berichtet der Schwager von ihrem Ableben. Per Mail. Unverändert seine betont nüchterne Art, wenn Gefühle drohen. Der Schwager, das ist er nun seit wenigen Jahren. Es ist ihr gelungen, dies in ihr Bewusstsein zu heben. Es fällt ihr noch immer nicht leicht.

Sie sieht hinauf zur Höhe. Das Oktagon mit der Herkules-Statue ist in der Entfernung nur undeutlich zu erahnen hinter grauweißen Schleiern, auch die nach oben entschwindenden Treppenstufen links und rechts der Kaskaden, 535 und 539 an der Zahl, vom Neptunbecken bis in die Statue des Herkules insgesamt 885. Erstaunt registriert sie, dass sie diese Zahlen noch immer abrufbereit in den Windungen ihres Denkapparates gespeichert hat. Da war immer ein geheimes Einverständnis mit dem

Vater gewesen, wenn er solche Superlative abgefragt hatte. Da war sie seine Große, Verständige.

Hundegebell. Das Geräusch stößt in die winterliche Stille, steigt an, kommt rasch näher, entfernt sich, kehrt zurück. Ein heftiges Knacken von Zweigen ist zu hören, ein schwarzer Collie springt auf sie zu. Für einen Augenblick sieht sie sich wieder auf dem Schlitten sitzen, den der Vater zieht, sie hat ihn noch für sich allein. Der große schwarze Hund, der unaufhaltsam auf sie zu jagt. Ihr Schreien, ihre Panik, bis der Vater sich unendlich langsam umdreht, so kommt es ihr vor, sie in die Höhe hebt und auf den Arm nimmt. Der Hund springt am ihm hoch, tänzelt hin und her. Noch immer hat sie Angst, aber auf dem Arm des Vaters ist sie sicher, das weiß sie, es wird ihr nichts passieren. Der Besitzer des Hundes pfeift ihn zurück, entschuldigt sich.

Das Reh bringt sie in die Gegenwart zurück. Plötzlich taucht es auf aus der Senke, die sich vor ihr auftut, bricht durch die entlaubten Büsche in der Wegkehre. Außer ihr ist weit und breit niemand zu sehen. Ein kurzer Moment und sie hört sich schreien. Scharf und heftig drängen die Laute aus ihrer Kehle, füllen den Raum vor ihrem Gesicht, vor ihrem Körper, den Hügel hinan, schlagen dem hechelnden Hund entgegen, bis ihr die Stimme versagt und sie die Tränen spürt, die sich auf ihren Wangen mischen mit schmelzenden Schneeflocken. Der Hund hält kurz inne, bevor er sich trollt in großem Bogen in Richtung Schloss.

Die Ricke, schweißnass, verharrt nicht mehr als einen Meter entfernt von ihr in anmutiger Haltung, dreht ihr den Kopf zu und sieht sie für einen langen Augenblick reglos an. Dann setzt das Tier gemächlich einen Lauf vor den anderen und entfernt sich in kleinen Sprüngen talabwärts.

Stille. Sie bleibt noch eine Weile stehen, bis es sie fröstelt, und sie beschließt, zurück-zukehren ins Hotel. In der Halle bestellt sie einen Kaffee und liest in den ausgelegten Zeitungen, ohne das Geschriebene wirklich zu erfassen. Ihr wird leichter, als sie beginnt, mit dem Gedanken zu spielen, morgen erst den Zug am Nachmittag zu nehmen. Sie könnte die empfohlene Mozart-Matinee in der Christuskirche besuchen, wo das Bild des Vaters in der Fotogalerie der ehemaligen Pastoren hängt. Sie könnte am Wilhelmsgymnasium vorbeigehen, wo die Mutter bis zu ihrer schweren Erkrankung als Lehrerin gearbeitet hatte, wie später auch die Schwester. Und. Nein. Das Mittagessen würde sie auf keinen Fall im Ausflugslokal am Herkules einnehmen, wo sie ihn kennengelernt hat. Ihren früheren Mann. Den Schwager.

Susanne Schmincke

Und wieder fährt ein Zug vorbei ...

Den Koffer davor schmeißen, sie festhalten, nie wieder wegfahren lassen.
Aus gelebter Nähe am Wochenende der Stoß in eine ferne Arbeitswoche,
körperlose Nächte, Mahlzeiten ohne Gegenüber, Gedankengespräche.

Und wieder fährt ein Zug vorbei ...

Die Verspätung zögert den Abschied hinaus, geschenkte Schmerzminuten.

Unruhige Menschen sammeln sich, telefonieren.

Ihre Hände sind verknotet, aber nicht unlösbar. Sie blinzelt, will die Tränen ins Abteil mitnehmen. Er tritt von einem Fuß auf den anderen, kein Geld, keine Idee, keine Hoffnung auf Veränderung.

Die Taube mit einem Bein ohne Krallen suchte auch letzten Sonntag hier ihr Futter nach dem Fahrplan.

Der Zug fährt ein, hält und saugt Menschen.

Imre Török

Ruh köprüsü – Am feurigen Berg

Man erzählt sich, daß einst junge Rebellen in die zerklüfteten Regionen des Bergs Ararat geflohen waren.

Beginnt der alte Mann zu erzählen.

Er sitzt in einem Teehaus. Er zieht an seiner Zigarette. Schaut in die Gesichter der Zuhörer. Fügt dann mit seinem Zahnlückenlächeln hinzu, daß die Geschehnisse sich vor siebentausendsiebenundsiebzig Monden ereignet hatten. Aber, und seine Augen strahlen hell, vielleicht in jüngeren Seelenzeiten.

Er zeigt auf den schneebedeckten Berggipfel. Peilt mit seinem dünnen Daumen.

Dort, etwa dort auf dreiviertel Höhe, zwischen den gelbsandigen Feldwegen am Rande von Doğubeyazıt und den wolkenbenetzten Höhenregionen des Feuerbergs.

Der Alte schaut lange in die von ihm gewiesene Richtung und fährt fort.

Dort erklomm, wie somnambule blaue Schatten, eine kleine Rebellengruppe die Höhenpfade. In der flimmernden Weite unter ihnen quoll gelbe Schwüle aus der Ebene die rötlich braunen Hänge hinauf. Durchzuckt von blitzenden Klingen. Die schmale Seitenschlucht eines gewundenen Tals bot den müden Fliehenden den erhofften Schutz vor den Verfolgern.

Der Anführer Adem ließ die schwer atmenden Getreuen hinter einem Felsvorsprung sich ausruhen. Er stieg die Schluchtwand hinab, kletterte die gegenüberliegende Steile hinauf. Von hier aus konnte man besser in die Tiefe schauen, die folgenden Entwicklungen überblicken.

Adem wischte sich den Schweiß aus seinen hell leuchtenden Augen und winkte erleichtert seinen Getreuen zu. Sie waren einander auf gleicher Höhe, so nah, daß sie sich hätten zurufen können. Doch war Schweigen ratsam. Kein schelmisches Echo sollte von Felswand zu Felswand springend Kunde in die tieferen Regionen tragen.

Havva aus der Gruppe band ihr Kopftuch los, ihr dichtes tiefschwarzes Haar fiel auf ihre Schultern. Sie ließ das Tuch im Schluchtwind flattern und flüsterte.

Sei vorsichtig, Liebster. Paß gut auf dich auf.

Ein Greifvogel, ein riesiger Feuervogel, erhob sich hinter dem flatternden Rot, überquerte mit drei Flügelschwingen die Schlucht, flog über Adems Kopf hinweg und begann in die Täler hinab zu kreisen.

Kein gutes Omen.

Murmelte einer aus der Gruppe. Und Havvas breites Lächeln wurde angespannt. Das gelbe Gift quoll, mit scharfen Klingen gespickt, die Hänge hinauf. Und als hätte dieses Ungehörliche aus den Niederungen den feurigen Berg erzürnt, begann der Gipfelkrater weit oben zu brüllen, Asche und Glut zu speien.

Eine wütende Flut aus glühendem Geröll und zischend schmutzigem Schnee fraß sich unerbittlich in die Tiefe, dem Aufmarsch der Schergen entgegen.

Die schuttsuchenden Rebellen taxierten die Lage. Die Eisfeuerlawine würde sich abseits von ihnen zum Tale wälzen, sie verschonen.

Da brach plötzlich mit gewaltigem Knall ein neuer Krater auf, im Oberlauf der rettenden Schlucht. Auch diese Wunde des heiligen Bergs erbrach Glühendes, und der Glutstrom riß rasend Fels und Geröll mit sich.

Die Gruppe um Havva begriff, daß sie ihren verborgenen Ort schnell verlassen mußte, daß sie weiter seitlich klettern sollte, um nicht verschlungen zu werden.

Und sie sahen, daß Adem auf verlorenem Posten stand. Er hatte keine Ausweichmöglichkeit, sobald der heftige Bergauswurf die Schlucht bis zum Rand gefüllt haben würde.

Der verwundete Berg, der sich gegen pestgelbe Peiniger aus niederen Lebensregionen zu wehren begonnen hatte, er würde jetzt ersichtlich mit seinem erzürnten Auswurf auch Adem in die Tiefe reißen.

Warum?

Stand in den entsetzten Blicken der Gefährten.

Niemals hatte Adem gegen den verehrten Berg rebelliert, stets nur Niedertracht in den Niederungen verflucht.

Warum?

Mit dunklen Glutaugen starrte Havva ihre jungen Weggenossen an.

Einer aus der Gruppe gab Zeichen, aufzubrechen. Es galt, das eigene Leben zu retten. In entsetzter Trauer schauten sie zu Adem hinüber, schrien Wehklagen ihrer Herzen und ihrer heiliger Schriften zum Verlorenen. Der konnte die Abschiedsworte nicht mehr hören. Das Getöse des Bergs erfüllte die Luft.

Adem sah das Unausweichliche unter seinen Füßen langsam und unerbittlich schlängelnd hinauf steigen. Er winkte seinen Gefährten zu.

Haut ab, haut endlich ab. Rettet euch.

Er sah Havva.

Dachte an die letzte kußsüße Nacht, an ihre errötenden Wangen, wie Granatäpfel. Im Schein ihres artigen Lagerfeuers, zwischen hohen Felsen, hatten sie sich mit Tee und Zigaretten wach gehalten. Haben Sterne gezählt und Welten erdacht. Und gesummt und sich in die Geborgenheit der Nachtschattenwelt zurück gezogen.

Adem fühlte das sanfte Beben ihres Körpers, als schmiegte sich Havva jetzt noch einfühlsam in seine Arme.

Geh doch, geh bitte. Hau endlich ab.

Winkte Adem und wünschte sich, ein riesiger Greifvogel käme, krallte sich tief in seine Schultern hinein, beinahe bis in sein Herz, und trüge ihn hinüber zu ihr.

Havva stand unbewegt, hörte das Getöse, sah die Feuersbrunst, sah in alledem das ferne Licht in den Augen ihres Geliebten.

Mein Verlangen hat dein Herz rebellieren lassen. Meine Sehnsucht hat dich in den Aufstand getrieben. Mein Mund hat dir vom ungewissen Schicksal hundert Nächte lang erzählt. Mein Glücksflehen hat deine hellen Augen für das Unglück in den Niederungen weiter aufgetan. Meine Seele hat tausendfach zu dir gebetet, mich aus der Umklammerung eines anderen Lebens zu befreien. Meine Liebe kann nicht dein einsames Glutgrab werden.

Die Weggefährten schrien. Havva, komm endlich, du rettetest den Freund nicht mehr. Der Feuerberg duldet dein Zögern nicht.

Adem flehte, schrie.

Geh bitte, hau ab. O, Havva, rette dich. Ich fühle, was du fühlst. Unser Berg aber kennt keinen Feh! und kein Erbarmen. Du trägst keine Schuld, sie lebt im gelben Gift von Niederungen. Wende deinen Blick, hebe ihn und geh. Du irrst. Denn nicht dein, sondern unser Verlangen hat das Blut rebellieren lassen. Unsere Sehnsucht hat uns gejagt, getrieben, zu Gejagten gemacht. Unsere Münder haben dem Schicksal nicht widersprechen wollen. Doch nicht deine allein, unsere Seelen haben gefleht um Erleuchtung. Um uns. Haben gebettelt um lichter Rauschen in allen Körperbahnen. Wir mögen irren. Irrend durch den Nebel des Lebens gehen. Die tausend unschuldigen Gesichter der Liebe aber blühen.

Durch feuerschreiende Luft konnte kein Wort zu Havva dringen.

Doch sie verstand jedes. Gefrorenes und Glühendes, Gestein und Geister tobten, füllten die Schlucht mit Geschrei, die Welt schien zu bersten.

Doch während sie beinahe barst, rührte sich Havva nicht von der Stelle. Ihre Wangen glühten. Ihre Tulpenlippen jetzt wie Krummdolches Klinge. Ihre Augen wie die Tiefe des Schwarzen Meeres.

Havva schritt los. Schritt auf den Glühstrom zu. Setzte ihren Fuß auf die Glut, dann den zweiten, schritt weiter, auf Adem zu. Und jedes Mal, wenn ihre Füße den glutvollen Mahlstrom berührten, wuchs dort pappelzitternd ein Pfeiler. Mit jedem ihrer Schritte spannte sich ein neuer Bogen, wie melodienleichte Flügelschwingen eines Feuervogels.

Über die Brücke aus lichtzitterndem Silberlaub und knallbuntem Gefieder führte sie Adem, vor den Augen der fassungslosen Gefährten, zu erhabenen Höhen.

So erzählt man es sich.

Schließt der stoppelbärtige Erzähler mit den hell leuchtenden Augen seine Geschichte. In einem Teehaus in Doğubeyazıt, unterhalb des Bergs Ararat. Und als er das unsichere Lächeln in den Gesichtern seiner Zuhörer sieht, fügt er etwas hinzu.

Es ist äußerst beschwerlich. Doch man kann die schmale Schlucht weit oben im heiligen Berg finden. Man entdeckt dort, sagt der Alte, mit dem dünnen Daumen peilend, die felsgewordenen Reste einiger Pfeiler und Bögen dieser Seelenbrücke. Ruh köprüsü.

Dann streckt er augenlächelnd seine mageren, dunkel behaarten Arme vor, krümmt die Handteller, in die einige Münzen fallen, für die nächste Packung Zigaretten und für heißen Tee.



Elke Engelhardt

Die Mützenfalterin

Wir nennen sie die Mützenfalterin. Keiner kennt ihren Namen, weil niemanden ihr Name interessiert. Wir zweifeln nicht an, dass sie einsam ist. Zweifeln ist nicht unser Metier. Wir sind nicht einsam. Zum Zweifel aber gehört die Einsamkeit. Wenigstens die Einsamkeit der Gedanken. Wir erfinden kurze Geschichten über sie. Damit uns die Zeit nicht lang wird. Wir geben an, sie zu kennen. Gewissermaßen sind wir Angeber. Aber unsere Angaben können nicht bezweifelt werden. Weil niemand da ist, der sie bezweifeln könnte.

Höchstens die Mützenfalterin. Aber sie redet nicht. Nicht mit uns. Sie bewegt die Lippen. Sie formt Worte, die sie verwirft. Wir ducken uns, denn manchmal wirft sie mit ihren Worten. Wenn sie niemanden von uns trifft, nimmt sie ein neues Blatt Papier. Schneeweiß. Und faltet es. Behutsam. Sorgfältig. Ihre Mützen sind perfekt. Sie reiht sie auf, auf der Fensterbank und vor ihrem Haus. Wir sehen wie der Wind mit den Mützen spielt, sie hochwirft und fallen lässt, wenn er das Interesse verloren hat. Irgendwann werden sie weitergetrieben. Inzwischen faltet die Mützenfalterin neue Mützen, die sie aufreicht, auf ihrer Fensterbank, vor dem Haus.

Wir denken nicht darüber nach. Wenn wir begännen darüber nachzudenken, würden wir uns verwandeln. Wir wären keine Angeber mehr, die sicher sind, dass das was sie sehen, das ist, was zählt. Wir würden zu Fragenden. Wir könnten anfangen, uns Fragen zu stellen. Und dann müssten wir uns den Fragen stellen. Der Zweifel würde in die Hände spucken und grinsen. Weil wir ihm die Tür geöffnet haben mit unseren Fragen. Der Zweifel wartet nur auf solche Gelegenheiten. Man muss auf der Hut sein vor dem Zweifel, er kommt auf leisen Sohlen, schleicht sich an. Wir hüten uns vor dem Zweifel. Denn Zweifel macht einsam. Wir behaupten, dass sie Mützen faltet, weil sie einsam ist und sich trotzdem hüten will vor dem Zweifel. Also stellt sie dem Zweifel ihre Mützen in den Weg. Er setzt sie auf und verschwindet. Hauptsache, man hat an ihn gedacht. Hat ihm ein Opfer gebracht. Die Mützenfalterin bringt Opfer für den Zweifel. Sie faltet den Zweifel zusammen. Faltet Mützen aus Papier. Was ist Papier anderes als Zweifel. Wir setzen kein Fragezeichen hinter die Sätze. Wir hüten uns vor Fragen. Wir geben an, die Wahrheit zu kennen. Die Wahrheit ist, dass wir sie die Mützenfalterin nennen. Welchen Namen sie wirklich trägt weiß niemand.

Julietta Fix

Good Morning Misses

Kenne die Hand die meine hält
mit mir über den Hof geht
taucht das warme Licht
die kontrastreichen Farben in
einen Film

Kenne die Augen die in meine
sehen brav sind neben mir gehen
gehorsam die gekämmten Haare
das Hemd gewaschen für den
einen Tag

Kenne den Stolz
hängt über der Tür
liegt auf dem Stuhl
schreibt mit Kreide Good Morning
an die Tafel

Kenne den Busch vor dem Haus
die Latten die Zäune den Wind
den Regen der Boden weicht auf
den Moder die Nächte
die heiß sind

Kenne die Farben und Stoffe
ätzende Dämpfe das Sieb
die feinen Knopflöcher
für kleine Hände



Ulrike Klein

Ich und Du*

Und ich rei mich
und ich tu mir weh, und
wütend wird es
immer schlimmer. Dort im
Spiegel bricht
mein Angesicht. *Mama,*
Gott tönt es
und stürzt. Hält
wer?

* in Aufnahme eines Titels von Martin Buber: *Ich und Du*, Leipzig 1923

T.S. Crone

Figuration einer Gymnastik

Wäre ein Gesang angestimmt,
trüge schliesslich der Stein seinen Sträfling
ohne sich auf den Kopf stellen zu müssen;
es würde ein Lied wieder und wieder gewälzt.

Wäre der Mann an den Findling geschmiegt,
sie beide rollten bergan und endlich –
sie kämen zum Stillstand;
da oben sind sie der Hölle am nächsten.

Gefangen ist er stattdessen in Bildern,
und der Stein schon lange zerstoßen.
Sie sind sich einander im Missklang versichert –
ein Mann, ein paar den Göttern entlistete Kiesel



Michael Wenzel

Aus: Leute in der Stadt

Wenn im Bus oder in der Straßenbahn
die Fenster beschlagen waren,
wenn Tropfentränen
herunter rannen,
stand bisweilen einer auf,
den sie den Schreiber nannten,
sonst den Verrückten von der Straba,
und der schrieb mit dem Zeigefinger
seine Gedichte auf das Glas.
Er machte keinen Pieps,
schrieb Scheibe für Scheibe voll,
die hinter ihm zerfloss.
Die Hausfrauen haben geglotzt,
und die Schulumädchen gekichert.
Es liebten ihn die Kinder und
die Sanftmütigen und Zeitlosen.
Einer, der es genau wissen wollte,
soll die Sachen gelesen haben.
War angeblich wirres Zeug,
geschrieben in der Sprache der
Luftwesen, der Heiler von Trauer.
Den Strabadichter gibt's nicht mehr hier,
sie haben ihn abgeholt, sagt man.
Bestimmt schreibt er woanders
seine Regengedichte.

Er hat eine Kindertröte,
mit der macht er Entenjagdmusik,
unter Quaken und Schnarren wackelt
er durch die Straßen, bleibt
stehen, sagt Abzählgedichte auf:
eins zwei drei und sieben,

wo ist denn der Hans geblieben.
Ich sag euch, ihr Staubbewohner:
er lebt im Schilf, das ihm Geheimnisse
zuflüstert, zwischen dem Trommeln
der Frösche mit dem dicken gelben Bauch,
die Kinder schenken ihm Eiswaffeln
mit Gummibärchen obendrauf.
Er hat das Herz der stillen Welt bekommen
von einem grausamen Gott.

Von der Hanni will ich erzählen,
weil sonst keiner über sie erzählen wird.
Sie ist ständig auf der Flucht, hetzt herum
und ihr Blick bleibt keinen Augenaufschlag lang irgendwo.
Ihr Mann soll sie zusammen gedroschen haben,
jahrelang, bis sie abgehaut ist, aus einer andern
Stadt. Aber sie hat ihn nicht hinter sich lassen können.
Manche Sachen gehen wie Geister nach.
Kaum sitzt sie wo, fragt sie den neben sich:
Siehts du ihn, flüstert sie, das verdammte Schwein.
Den sie gefragt hat, der weiß von nichts,
verschwindet schnell von der Verrückten.
Die Hanni übernachtet in Gebüsch,
auf dem Rangierbahnhof, unter Brücken,
jeden Abend kriecht sie anderswo unter.
Wovon sie lebt, weiß keiner.
Sonst weiß man nicht viel von ihr.
Und auch nicht, wo sie geblieben ist.

Wendel Schäfer

Daheim

Nach Ferien kommt es zuweilen vor, dass man schulischen Gelüsten beschwingter und unternehmungsfreudiger begegnet. So auch Lehrer Bieglich nach den Weihnachtsferien.

Frühaufsicht. Allein schon das Gefühl. Im Halbdunkel die ersten Kinder, etwas verloren zunächst in der weiten Arena, wie lauernde Krähen nach der großen Pause.

Beim Eingang ein Schulkind klein und hellgesichtig mit großen Augen wie Christbaumkugeln. Ein Mädchen. Noch nie war der Lehrer so nah und bereit, seine Hand zur Friedensbekundung hinzuhalten. Im postweihnachtlichen Herzen pädagogische Ergüsse aus der Levana: „Die Sittlichkeit der Mädchen ist Sitte, nicht Grundsatz. Den Knaben könnte man durch das böse Beispiel betrunkenen Heloten bessern, das Mädchen nur durch ein gutes... Mädchen sind zarte, weiße Paris-Apfelblüten, Stubenblumen, von welchen man den Schimmel nicht mit der Hand, sondern mit feinen Pinseln kehren muss. Sie sollten, wie die Priesterinnen des Altertums, nur in heiligen Orten erzogen werden und nicht das Rohe, Unsittliche, Gewalttätige hören, geschweige sehen... Mädchen wie Perlen und Pfauen schätzt man nach keiner anderen Farbe als der weißesten.“

„Fotzelecker“ warf unschuldiger Kindermund aus und deflorierte seine Hochstimmung. Der gebotene Arm fiel betäubt, sein Gesicht ein ausgetretener Kuhfladen. Wie gejagt nahm er die Schultreppe und flüchtete in den zwiespältigen Schutz der Amtsräume.

Als ihm beim Türeschließen noch ein „Mutterficker“ hinterher flog, wusste es Bieglich wieder: Er war daheim. Überwältigt zwar, aber gefasst, dankbar ein wenig und unendlich ferienreif.

Franz Hofner

Der Pole

Meine Monica. Neben ihr schlief er auf dem Boden, auf einer Isomatte neben meinem Bett. Mehr Platz war nicht, ein Studentenzimmer mit Waschbecken, das war meins, vielleicht vierzehn Quadratmeter in einer Hausgemeinschaft. Zerteilt von diesem Polen, der Englisch hasste und kein Deutsch sprach, wahrscheinlich weil er es noch mehr hasste, der morgens Balance-Akte nötig machte, um aus dem Zimmer hinauszufinden und bei Rückkehr den schmalen Korridor zwischen ihm und dem Schreibtisch zu passieren. Er hasste mich, das war unmissverständlich, wie erstaunlich klar das ohne Worte zu sagen ist. Aber er liebte meine Olympia, die Abscheu vor dem Deutschen hinderte ihn nicht an der Bewunderung für diese ziemlich erbärmliche mechanische Wertarbeit, die ich verfluchte, ich träumte von den neu erfundenen Kugelkopf-Maschinen.

Seine Abscheu gegen mich relativierte ich schnell, denn er hasste so ziemlich alles, mit Ausnahme eines anderen Polen, der ihn gelegentlich besuchte, er sprach in seltenen, aber umso wortreicheren Ergüssen und meist sich dramatisch steigernder Wut über irgendwelche Dinge, einmal über meinen Waterman-Füller, ein Geschenk, für das ich nie Tinte nachgekauft hatte, eine vernichtende polnische Philippika, ich nahm ihm das Ding weg, er hätte es am Höhepunkt seiner Rede vermutlich zerbrochen und aus dem Fenster geschleudert.

Der Zwiespalt, in den Monica ihn riss, bekam eine eigene Tiefe durch die ‚Zimtläden‘, die aus dubiosen Gründen in meinem sehr dünn besetzten Bücherregal standen, was ihn zu einem weiteren diesmal mit Tränen durchsetzten polnischen Redeschwall anrührte, der vermutlich weniger mit Schulzens tragischem Schicksal sondern eher mit seinem eigenen zu tun hatte, aber unserer Beziehung aus seiner Sicht etwas Ambivalenz verlieh.

Anfangs war er nur für zwei Tage angekündigt, Bonn war damals die Stadt der Botschaften, mein Ansatz war nach den ersten Hassflammen, die mich doch etwas trafen, mich so freundlich und zuneigungsvoll interessiert zu zeigen, dass er absolut niemals, sofern er irgendeinen Stolz im Leib hätte, nochmal etwas in diesem Zeitalter mit mir zu tun haben wollte, das scheitere an der Sprache, meine Aussprache brachte ihn bei meinen schon ziemlich der Verzweiflung geschuldeten Versuchen, ein paar Brocken Polnisch zu lernen zu so ausufernd ekstatischem Lachen, er bog sich auf dem Boden, dass ich mich wieder meinen Büchern zuwandte. Er wollte irgendetwas von der Pol-

nischen Botschaft, es muss etwas wertvolles, ein Stipendium, eine Aufenthaltsgenehmigung gewesen sein, die er mit dem Ertragen deutscher Zuwendung zu bezahlen bereit war. Er verschwand prompt nach den angekündigten Tagen, ich wiegte mich schon in Sicherheit, doch er blieb nur wenige Tage weg und kam dann wieder, mit kunstlederner Jacke und einer großen, spröden Reisetasche aus den Anfängen der Plastikverarbeitung.

Mein Kumpan, dessen Freundesfreund eine Unterkunft für ihn gesucht hatte, stand vor einem Rätsel, allerdings einem, das weder Kumpan, Kumpanenfreund, Kumpanenfreundesfreund noch mich wirklich interessierte. Es waren die 80er Jahre, man war Fremden grundsätzlich wohlgesonnen, er war da, wie eines Tages der Kefir-Pilz in seinem Glas im Kühlschrank, den man mit Milch füttern wusste. Ich sah jedenfalls, dass er Künstler war, dass das stärker sein musste, als sein polnischer Stolz und dass er gerne Kefir trank. Mir schien, er kam für die aktuelle Gegenwart, irgendwann würde die Zeit sich ändern, der kalte Krieg würde enden, Kefir käme aus der Mode und er würde verschwinden, er redete darüber nicht, vielleicht tippte er die entsprechenden Sachverhalte nachts, denn so bedächtig und selten er tags Notizen machte, nachts wurde er zum Tippteufel und ritt Wagenlänge für Wagenlänge auf seinem Literaten-BMW, teilte meinen Schlaf mit den ‚Bing‘ von Monicas Rücklaufs in handliche Hap-pen.

Morgens schlief er, wenn ich aus dem finsternen Zimmer zur Uni schlich, mittags kam ich und wie die unsaubere Unterwäsche fremder Frauen lagen die zerstreuten Blätter herum, meine Monica in die Ecke geschoben, auf dem Boden kritzelte der Pole diakritische Zeichen über die Blätter, bis er gegen Abend öfter und öfter über die blass-bleiche Maschine herfiel, sich über sie beugte, auf sie einhämmernd, das musste man, sie wollte es an einigen Buchstaben grob, und in Trance geriet, vor sich hin brummend, in seinem Umgang mit ihr steckte eine Art priesterliche Zuneigung, Kindchen, ich schlage dich, aber ich tue das nur aus Liebe, Liebe, Liebe.

Seine Haare waren lang, kaum gepflegt, aber den Bart rasierte er alle paar Tage mit einem schweren, metallenen Rasierer, der nach echten Rasierklingen verlangte, er schien denen selbst nicht zu trauen und wechselte sie ununterbrochen, auch diese waren in großer Zahl neue Mitbewohner, eine neue Schärfe im Leben. Er ließ beim Rasieren das Wasser fließen, während die Klinge die schwarzen Buchstaben an seinem Hals abkratzte, mich machte das wahnsinnig, wie das heiße Wasser floss und floss, die Ströme seiner immer wieder neu auflebenden Verachtung für mich unter seinem geistesabwesenden Schaben.

Es gab Phasen, da saß er wie ein Buddha vor einem säuberlich geschichteten Scheiterhaufen aus Blättern, obenan ein Titelblatt und wiegte sich in Träumen kommenden Ruhms, an anderen Tagen fand ich Papiere in allen Varianten der Zerstörung, ihn selber noch am Nachmittag in meinem Bundesweherschlafsack, von der Isomatte aus konzentriert an die Decke starrend.

Irgendwann versuchter er, einen zweiten Polen für die Nächte aufzunehmen, dass das nicht ging, sahen sogar die beiden nach einigen Versuchen ein und eines Mittags waren sie fort, ohne dass ich je wieder von ihm gehört hätte. Ich packte irgendwann Isomatte und Schlafsack, später auch Monica weg, aber alles ist noch da und könnte bei Bedarf vorgezeigt werden.

Susanne Schmincke

Frischlucht auf dem Friedhof

Die Blätter der alten wissenden Bäume fächeln sich wieder frische Luft zu, darunter stehen die Abgase über den Gräbern, sauerstoffarme Schwere, Gräber mit Schlitzern, offenen Mündern, die gierig Worte saugen, Worte gedruckt, mit Füllhaltern geschrieben, mit Bleistift gekritzelt, manchmal geflüstert oder geschrien, Lebensgeschichten und erfundene Wahrheiten, nein, keine Lügen am Grab, bisher nie ausgesprochene Vorwürfe von der Witwe, der sogenannten fröhlichen, die jetzt endlich ruhig schlafen kann und die sich nun ihren Fernsehsender und das Essen allein auswählen darf, es folgt der Bericht über die Anmaßungen der Schwiegermutter, der Fund einer Hotelrechnung mit zweimal Frühstück aufs Zimmer, schmerzhaft Monate danach, ein Brief noch mit der Trauer während der todbringenden Krankheit, wieder süße Erinnerungen an die ersten Jahre mit diesem Überfluss an Liebe, ein letztes Blatt wird vergraben, eine Schaufel Erde umhüllt die Wurzeln der weißen Hortensie, ihrer Lieblingsblume, ihm waren Blumen ein Leben lang so egal, etwas Wasser darüber, morgen würde sie das Konto plündern, endlich die lange Reise buchen und die Blätter der Bäume fächeln sich weiterhin frische Luft zu.

Antje Pachler

Durchsage

Die Zukunft kommt heute
voraussichtlich
zwanzig Minuten später.

Das macht
mehr Gegenwart.

Womit schlagen wir sie tot?

Überraschende Wandlung

Zu einem kleinen Volk im Innern der Balikanischen Halbinsel kam ein Missionar. Sein angemessener Wunsch, die schöne Häuptlingshütte zu beziehen, fand kein Verständnis bei den Wilden; sie führten ihn aber zu einer geräumigen Hütte, der einzigen im Dorf, die eine feste Tür hatte. Dem Geistlichen erschien das kräftige Kreuz, aus Stütze und Türbalken gebildet, als vielversprechendes Omen.

Bald begab er sich wieder ins Freie, wo ihn das Völkchen sofort interessiert und wohlwollend umringte, ihn durch Zurufe, *Blanja-satureng-blillil*, begrüßte. Das bedeutet Dicker weißer Engerling mit Draht im Gesicht. Der Missionar bemerkte an den Kochstellen eine emsige Aktivität und beeilte sich, noch rechtzeitig vor der Mahlzeit mit seinem missionarischen Werk zu beginnen. Er erzählte geläufig und beispielhaft von der Anwerbung der ersten Jünger und den Begebenheiten auf dem See Genezareth, weil er meinte, das Thema würde die in dieser Waldeinsamkeit Lebenden am meisten interessieren. Anfangs forderte er den Häuptling auf, zu übersetzen, aber der schwieg verstockt. Der Besucher schloss mit einem Segen, der mit einer lateinischen Formel endete. Der Häuptling verbesserte sogleich: *Spiritus sanctus? didak bagus: spillito sagus!* Enthusiastisch schrie das Volk seine Zustimmung und hob die Arme. Denn sie verstanden nur zu gut: Im Ganzen braten. Der Häuptling rief: *salabjacum ketjab manis* (mit Salbeiblättern und Würzsauce) und wieder jubelten seine Untertanen. Er deutete auf den Ausländer und fragte: *kulekule klammot* (in der Kochgrube auf den erhitzten Steinen)? worauf das Volk noch mehr Begeisterung zeigte und den Missionar sogar tätschelte und ein wenig pitschte (in den Oberarm kniff). Er wurde von vier Frauen zu seiner Unterkunft getragen, während die Braunen ein einfaches Lied sangen (*saj kela uga uga uga, kela uga uga uga, kela uga uga uga, kela dug*). Der Dialekt entzieht sich teilweise der Transskription und auch die Übertragung ist nicht immer möglich. Dem Missionar wollten Erinnerungen an einen übermütigen Gesang aus Kindertagen hoch kommen. Aber worauf es in diesem Fall nur ankommt: Der Kirchenmann war zu einem Nahrungsmittel geworden, zu einem verehrten Nahrungsmittel, noch bevor er das Thema unter christlichen Gesichtspunkten erläutern konnte.



Theo Payk

unter uns

wer durch die straßen geht ahnt meistens nicht
dass dieses oder jenes angesicht
in wirklichkeit von keinem menschen stammt
sondern von wesen gnadenlos verdammt

anders zu sein als wir in unsrem leib
die weder rast brauchen noch zeitvertreib
gespenster die unter uns längst wohnen
hasserfüllte geister und dämonen

ja untote wandeln ver mummt einher
mit seelenlosen augen tränenleer
wie roboter in steifen schritten
nach programm – und wir arglos inmitten

Daniel Anderson

ER und Ich

Eine Begegnung

„Judith Jarmann?!“

Es war eine halbe Frage und eine halbe Feststellung, als ich die Tür öffnete und ER vor mir stand – mein Mörder.

„Ja, natürlich“, Ich sah an seiner Kleidung herunter, der Regen des Gewitters, das draußen grollte, tropfte auf den Terrazzoboden des Hausflurs.

In seiner linken Hand trug mein Mörder einen Grabkranz, eine Monstrosität wie für ein Staatsbegräbnis. Die Schleifen, klatschnass, waren so verdreht, dass Ich nicht lesen konnte, was darauf stand. In seiner Rechten hielt ER einen Revolver, den Lauf nach unten gerichtet. Ohne ein weiteres Wort betrat ER meine Wohnung, als würde ER sich auskennen, als sei ER hier zuhause und nicht Ich. Als ER an mir vorüberging, glaubte ich einen leichten Duft aus Jasmin und Oleander wahrzunehmen. Ich folgte ihm und blieb in der Tür zum Wohnzimmer stehen. ER setzte sich in einen Sessel, den Grabkranz stellte ER an die Seitenlehne, die Waffe behielt ER in der Hand.

„Jasmintee?“

„Ja, gerne“, mein Mörder schnaufte.

Im Hinausgehen sah Ich, dass immer noch Tropfen von seinem Hut fielen, ebenso wie von seinem Mantel.

Als Ich mit dem Tee zurückkam, saß ER noch genauso, wie Ich ihn verlassen hatte. Keine Regung ging durch seinen Körper, ER schien nicht mal zu atmen. Ich schenkte ein und stellte die Tasse vor ihm auf den Couchtisch ab. Ich setzte mich ihm gegenüber auf das Sofa und sah ihn an. Ein Mann unbestimmbaren Alters, ein Jedermann, eine Gestalt, begegnete man ihr auf der Straße, könnte man sich wenige Sekunden später nicht mehr daran erinnern.

„Schön haben Sie es hier, Judith.“

„Danke für die Blumen, Herr ... Mörder?“

ER blickte auf und Ich konnte in seine stahlblauen Augen sehen.

„Sie wissen also, warum ich hier bin?“

„Das ist ja mehr als offensichtlich“, Ich trank einen kleinen Schluck Tee zur Bestätigung. Ich glaubte ein kleines Lächeln über seinen Mund huschen zu sehen, aber Ich konnte mich auch täuschen.

„Sie haben mich tatsächlich erwartet?“

„Um ehrlich zu sein“, Ich versuchte, ihm in die Augen zu sehen, aber die immer noch regentropfende Hutkrempe beschattete sein Gesicht, „also, um ehrlich zu sein, ich weiß es nicht, vielleicht, vielleicht auch nicht.“

„Das ist bemerkenswert, Judith.“

Ich habe Philosophie studiert. Es gibt Schlimmeres, nicht wahr? Aber ich habe mit-tendrin aufgehört. Es hat mich gelangweilt und außerdem: wer braucht heute noch Philosophen, jeder ist sein eigener, irgendwie. Jedenfalls brauchte mich keiner. Ich habe nie darüber nachgedacht, was morgen ist, oder in der nächsten Woche oder in zehn Jahren. Mich interessiert das nicht. Warum auch - wenn Ich was ändern will, werde Ich das schon tun, aber Ich weiß nicht, ob Ich das will. Ich war Kellnerin, Taxifahrerin, Babysitter, ich habe Müll von den Straßen gefegt, in einer Würstchenbude Nachtschichten geschoben und auf Bahnhöfen die Klos geschrubbt - manchmal alles gleichzeitig. Ich bin ein Glückskind, mir fällt alles leicht. Und es ist mir scheißegal, was Leute über mich denken. Wenn jemand ein Drecksack ist, dann nenn' ich ihn auch so, und wenn er sich dabei angepinkelt fühlt - um so besser. Manchmal träume Ich schlecht, aber Ich habe keine Angst. Ich habe noch immer das gemacht, was Ich will, und darin bin Ich verdammt gut. Ich bin jetzt dreiunddreißig. Ich habe ein Drittel weg, vielleicht ein bisschen mehr sogar. Ich bin sicher nicht schlimmer dran als andere. Ja, es gibt Leute, die sperrt man in Lager, lässt sie verhungern, erschießt sie, sie saufen auf offener See ab, ich weiß das alles – na und?

Mein Leben war seit Johannes' Unfall die nicht mehr sichtbare Perfektion eines Kreises, eines schlafendes Raubtiers, das von Schmeißfliegen belagert wird, des Parks von Versailles, durch dessen Wege ein Sturm Müll vor sich hertreibt. Das Gewitter vor den Fenstern, das nur noch donnert, die blaue Stunde am Meer, die in schlechtem Wetter untergeht, das Parfum eines Meisters wie Serge Lutens, das sich mit altem Schweiß mischt, die halbzerstörten Pyramiden von Gizeh, eines falsch rezitierten Gedichts von Mascha Kaléko, das erste Licht nach dem Regen, das in der Nacht ertrinkt, ein Stück von Mozart, das von einem untalentierten Musiker gespielt wird. Ich lebte eine völlige Bedürfnislosigkeit, die mich mit dem Entschluss spielen ließ, auch mit dem Sprechen aufzuhören. Wo es kein Wollen, keine Sehnsucht mehr gibt, ist auch Sprache nicht notwendig. Die Hälfte des Lebens war schon in rauschhaften Zuständen verstrichen, alles, was zu sagen gewesen wäre, war schon einmal sehr oder sehr leise gesagt, jedes Lachen war schon einmal sehr schrill und sehr melancholisch gelacht, jede Träne schon still und schreiend vergossen, die eine große Liebe schon geliebt. Was noch vorgesehen war, würde das, was vergangen war, nicht mehr errei-

chen können, die Intensitäten sollten von nun an flacher werden, die Obertöne immer weniger hell und die Bässe immer weniger dunkel, immer mehr nur gegen etwas sein und immer weniger für etwas.

Ich hörte den Blitzen draußen zu, der Regen knallte in kleinen Explosionen gegen die Fenster. ER räusperte sich und forderte damit meine Aufmerksamkeit.

Ich blickte auf: „Es ist, wie es ist, kein Grund, die Sache nicht zu Ende zu bringen. Ich frage mich, worauf Sie warten.“

„Nein“, ER schlug die Beine übereinander, „nein, ganz so einfach ist es nun auch wieder nicht.“

„Was ist daran so schwierig? Sie sind da, sie haben die Waffe, sogar einen Grabkranz haben Sie schon mitgebracht, was also hindert Sie?“

Von seinem Mantel tropfte immer noch Wasser auf meinen Teppich und ein feuchter Fleck breitete sich weiter aus und würde wahrscheinlich, falls das hier noch lange dauerte, irgendwann die Schurwolle in einen Sumpf verwandeln. ER ruiniert mir den Teppich, der Gedanke zuckte wie ein überanstrengter Muskel.

„Judith, Sie sollten schon genau wissen, warum das alles passieren muss.“

„Ist das so, ja?“

„Oh, ja, Judith, das ist so. Das ist eine Regel, die selbst ich nicht verletzen kann.“

„Interessant, Herr Mörder, darf ich daraus schließen, dass es etwas mit Rache zu tun hat?“

Ohne zu antworten, stand ER auf und stellte sich vor mein Bücherregal. Zielsicher zog ER den schmalen Gedichtband heraus, den ich veröffentlicht hatte und von dem ungefähr 7 Exemplare verkauft worden waren.

ER blätterte, als suchte er eine bestimmte Seite: „Hier, das hier hat mich zu Tränen gerührt“.

ER kam zurück zum Sessel, setzte sich und hielt mir eine aufgeschlagene Seite hin.

„Ja, ich kenne das Gedicht, ich habe es geschrieben.“

ER las es nicht vor, sondern hielt das Buch nur aufgeschlagen in der Hand, während er ganz und gar unsentimental rezitierte:

WAS ZU MIR GEHÖRT

Manchmal ist das Wasser mein, /auch der Trog, in dem es schwimmt,
es ist klar und ungeheuer rein, /wenn es sich meine Augen nimmt.

Das Licht der Sonnenstrahlen, /der Sturm und auch der Regen,
die Nächte mit den Höllenqualen, /die sich auf die Seele legen.

Die Stille an den Morgen, /bevor die Städte schreien

und die großkleinen Sorgen, /die den Gedanken Flügel leihen.

Himmelblau und tiefes Rot, /dazu dieser leise Wind,
mein Flehen und mein Tod/ und auch mein großes Kind.

Die Fragen ohne Worte,/mit denen alles beginnt,
längst vergessene Orte,/an denen wir glücklich sind.

In den Häusern ohne Wände/gehören mir die Dächer.
Ich schreie und beende/tausende Sternenfächer.

Die Sehnsucht der Sekunden,/das Verlangen nur zu sehr,
Sinn mit Tränen abgebunden,/aber du nicht mehr.

Das kleine Schweigen nach der letzten Strophe hing wie ein feuchtes Laken auf einer Leine.

„Können Sie sich daran erinnern, wann Sie es geschrieben haben?“

Natürlich konnte ich das: „Sie wissen es doch offensichtlich, warum fragen Sie?“

Die Welt hatte seit Johannes' Tod ein hässlicheres Gesicht bekommen, so wie sie seitdem ständig noch unansehnlicher wurde. Flugzeuge wurden mit Absicht in Hochhäuser geflogen, im Namen Freiheit sprengte man Schulen in die Luft und der Meeresspiegel stieg unaufhörlich. Im Vergleich dazu hatte Johannes' Beerdigung, nach der ich das Gedicht schrieb, vielleicht nicht mal die Bedeutung eines Sandkorns in der Wüste, für mich aber bedeutete sie alles. Ohne dieses Korn gäbe es auch keine Wüste.

„Aber, um auf ihre Frage einzugehen, die Sie sich ja schon selbst beantwortet haben, ja, es geht um Rache.“

„Auge um Auge, was?“ Ich lächelte, um mich vielleicht doch noch vor der Bestätigung zu drücken.

ER lächelte auch: „Wenn Sie so wollen.“

Mein Tee war inzwischen abgekühlt, während aus seiner Tasse immer noch kleine Dampfwolken aufstiegen.

„Wer sind Sie, dass Sie glauben können, Ich wäre für Johannes' Tod verantwortlich?“

Sein Lächeln wurde noch etwas breiter: „Ich glaube nicht, ich weiß es.“

Und plötzlich war mir klar, wer ER war, wer mir da gegenüber saß und warum seine Kleidung nicht aufhören wollte zu tropfen, warum sein Tee nicht abkühlte, warum er sich in meiner Wohnung so gut auskannte und auch noch meine Gedanken lesen konnte.

„Sehen Sie, Judith, Sie wissen schon alles.“

Ich wusste nichts mehr von dem Streit zwischen Johannes und mir, außer dass ich unsagbar wütend war. Und weil diese Wut Grund und Anlass überlagerten, nehme ich an, dass unsere Auseinandersetzung gar nicht die Ursache für meine Wut sein konnte. Vielleicht sickerte gerade in dieser Zeit in meinem Leben die Furcht davor ein, dass Johannes mir zu nahe kommen könnte, mir vielleicht schon viel näher war, als ich mir eingestehen konnte.

„Sie erinnern sich also, Judith, das ist gut. Schauen Sie, Judith, wer einem anderen das Leben nimmt, hat selbst kein Recht mehr zu leben.“

„Dann“, ich zündete mir unter seinen missbilligenden Blicken eine Zigarette an, „dann müsste doch mindestens die halbe Weltbevölkerung dieses Recht verloren haben.“

„Stimmt“, wieder dieses Lächeln in seinem Gesicht, „stimmt.“ „Der Tod eines anderen ist immer irgendwie zu rechtfertigen, ja, selbst Massenmord.“

„Ich brauche mich nicht zu rechtfertigen. Es war ein Unfall, ein schnöder, absurder Unfall. Ich habe das Auto nicht kommen sehen, es war einfach da.“

ER trank seine Tasse in einem Zug aus: „Ja, so steht es im Polizeibericht.“

„Es gibt keinen Grund, daran zu zweifeln.“

Irgendwo existiert immer wieder eine monochrome Gleichung, deren Konklusion niemals größer als EINS sein wird und die Anhäufung und das synchrone Implodieren der Exempel ein Dreieck auslöst, dessen Ausdehnung die Rationalität übertreffen und nicht mehr kontrollierbar wird.

„Wenn Sie wirklich der sind, für den ich Sie halte ...“

„Der bin ich“, ER unterbrach mich laut, ohne dass es böse klang, „der bin ich“, setzte er leiser nach. „Sie, Judith, haben Schuld auf sich geladen, denn wir beide wissen, dass es anders abgelaufen ist. Worum es auch immer in diesem Streit ging, Sie waren so wütend, dass Sie nur den Wimpernschlag gezögert haben, Johannes vor dem herankommenden Auto zu warnen. Das hat schon ausgereicht, mehr war nicht notwendig.“

Irgendwann verzeihen die Wellen der Feuer dieser egomanen Erschütterung keine Fehldeutungen mehr und verabschieden das Imperfekt vom Futur, verschlingen das große Präteritum der immerwährenden Neukonstitution scheinbar dramatischen Lebens und lassen keine Interpretation anderer Umstände zu, als die, nur das zu sein, was man nicht nur kommissarisch ist, wenn jeder Atem Schmerz bedeutet.

Ich stand auf und holte die Bibel aus dem Regal. Einige Staubböden segelten auf den Boden.

Noch im Gehen schlug ich das 2.Buch Mose auf: „Kapitel 20: 'Du sollst nicht töten'.“ Das Lächeln auf seinem Gesicht verschwand, als wisse er schon, worauf ich hinauswollte: „Ja, natürlich, Sie haben recht, Judith, ich verstoße mit meinem Erscheinen bei Ihnen und mit meiner Absicht gegen mein eigenes Gebot. Deshalb würde ich es auch begrüßen, wenn Sie diese Angelegenheit selbst erledigen könnten.“

ER hob den Arm mit der Waffe und legte sie auf meinen Couchtisch. Mit seiner anderen Hand nahm ER jetzt seinen Hut vom Kopf und ließ ihn neben den Grabkranz fallen. Das lange, schütterte, ungepflegt erscheinende Haar fiel bis auf seinen Mantelkragen herab. Augenblicklich flutete der Duft von Jasmin und Oleander, den ich vorhin schon wahrgenommen hatte, mein Wohnzimmer.

„Ist das nicht auch eine Todsünde.“

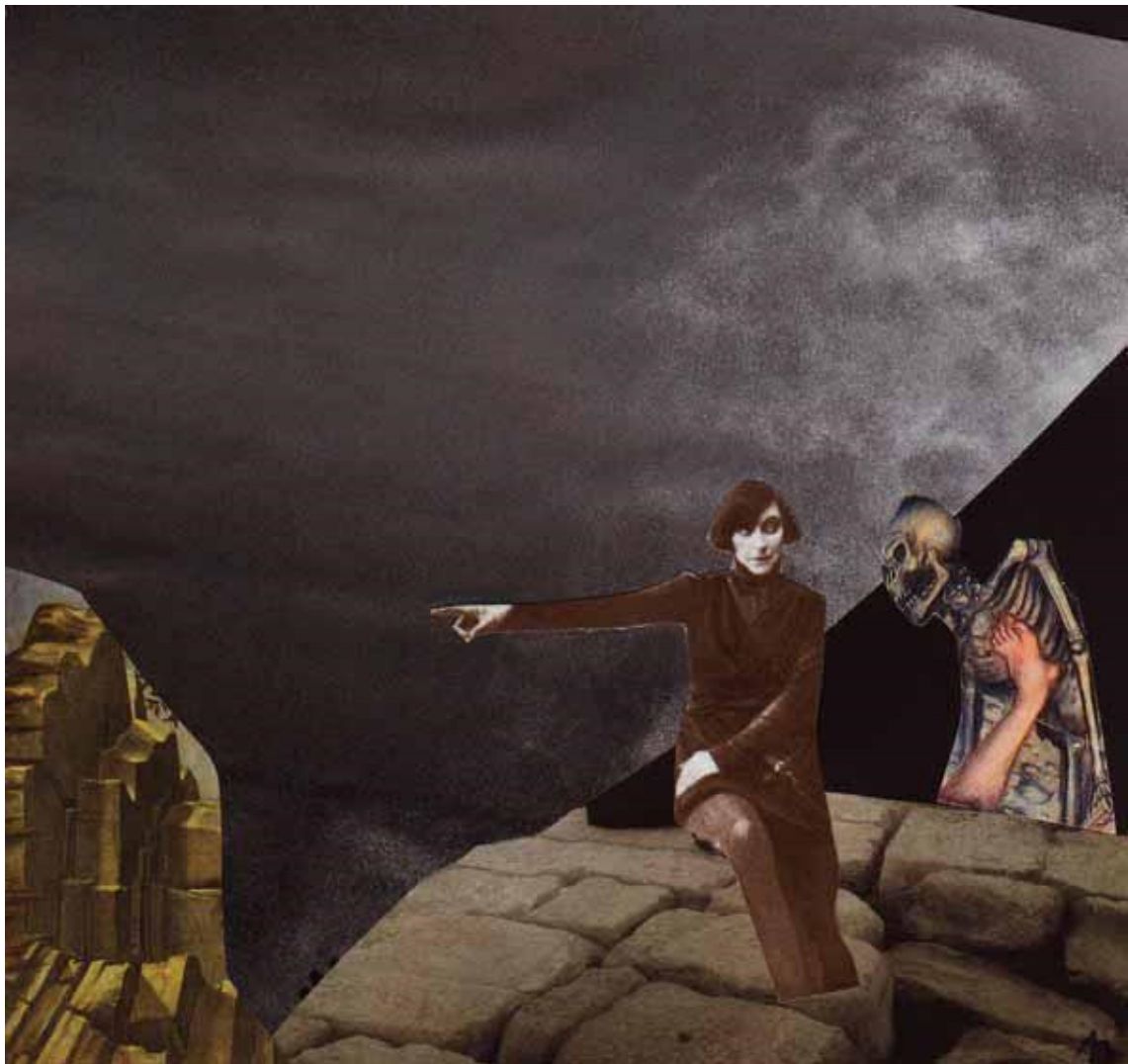
„Manchmal ist die eine nur durch eine andere aus der Welt zu schaffen.“

„Und das ist jetzt einfach so?“

ER beugte sich leicht in meine Richtung: „Ja, Judith, und ich würde mich freuen, wenn Sie das einfach akzeptieren würden.“

Irgendwo werden Dependancen des Ichs konstituiert, um den Alltag zu überstehen, der in der Erscheinung wichtiger genommen wird als die Selbstbestimmtheit - die Phänomenologie einer als Chimäre betrachteten 'Realität' verstrebt die Trugbilder des Spiegels der sozialen Notwendigkeit und gibt sie zur Spekulation frei.

Den Gedanken, der sich schon die ganze Zeit in meinem Kopf immer wieder in den Vordergrund drängeln wollte, den ich aber bis jetzt mühelos unter Kontrolle hatte, ließ sich nicht mehr unterdrücken. Mit einer schnellen, leichten Bewegung griff ich nach der Pistole, richtete sie auf meinen Mörder und drückte ab. Der Schuss verursachte seltsamerweise keinen Laut. Mein Mörder sackte zusammen, der Duft war sofort nicht mehr anwesend und das Tropfen von seinem Mantel auf meinen Teppich hörte augenblicklich auf. Das Gewitter draußen verzog sich und die Sterne standen riesig am Himmel. Ich ging in mein Badezimmer, zog mich aus und betrachtete mich einige Zeit im Spiegel. Ich duschte und schrubbte meine Haut mit einer Wurzelbürste fast blutig. Das heiße Wasser brannte auf meinem ganzen Körper. Als ich in mein Wohnzimmer zurückkehrte, war die Leiche meines Mörders verschwunden, nur sein Hut und der Grabkranz lehnten an meinem Sessel, um den herum der Wasserfleck zu trocknen begann und dabei unansehnliche Ränder bildete. Ich zog mich an und entsorgte Hut und Kranz in den Müllschlucker auf meiner Etage. Im Fallen erhaschte ich einen Blick auf die Worte, die auf der Schleife standen: 'Du sollst nicht töten'.



Ulrich Bergmann

Blind Dates

Am Abend. Leonie legte sich auf den Teppich und schnitt aus den Zeitungen und Illustrierten, die sie im Wohnzimmer fand, ein Wort nach dem anderen aus, kleine Sätze, auch Bildchen und Symbole, farbig, schwarz, und grau und blass, klebte sie dann auf weißes Papier, und so entstanden kleine skurrile Texte, die sie da zurecht schnipselte, manche waren traurig, andere absurd. Gedichte aus lauter Sandkörnern. Ich sammle das Strandgut der Zeit ... Ich stehe am Sommerrand, las sie, da kam ein aufgeräumter Mann, hatte kreideweiße Schuhe und piff ein Möwenlied ... Abend für Abend saß Leonie in ihrem Sand und das ganze Haus roch nach Meer, den der Wind in alle Zimmer wehte. Im kleinen Rausch am Strand der Wörter entstehen die Dünen, sagte sie.

Das Ende, dachte ich. Das Ende. Vielleicht beginnt es auf einem Parkplatz: Ich frage meine Freundin, wer sitzt in den Autos dort hinten? Geh hin und sieh nach, sagt sie. Ich laufe in die Ecke zu den Autos und beuge mich über die Windschutzscheiben. Ich sehe darin nur den Himmel, der mich blendet, und Schatten. Da ist kein Platz für Farben. Kein Gesicht blickt mich an. Ich laufe zur Seite, gehe in die Knie und schaue zum Seitenfenster nach innen. Ich gehe von Auto zu Auto. Was sehe ich? Von Auto zu Auto. Was sehe ich? Die Sonne über mir. Dann fallen Tropfen. Sonnenregen. Ich gehe von Auto zu Auto. Was sehe ich? Was siehst du?, ruft die Freundin. Ich drehe mich um. In jedem Auto sitzt die gleiche Person, sage ich. Dann ist alles in Ordnung, sagt sie, komm, wir gehen in die Stadt. Ich kenne die Leute in den Autos nicht, sage ich. Die Wolken, sagt sie. Immer die gleiche Person, sage ich, ich kenne sie nicht. Ja, sagt sie, wenn sie dir fremd ist. In jedem Auto das gleiche Gesicht, sage ich. Kein Wunder, sagt sie, wir kennen ja kaum uns selbst.

... vielleicht ein Auge zuviel. Die Nacht geht, träume ich, der Tag kommt, ich träume, wie er mein rechtes Auge schmerzlos Herausschält. Ich denke mir, wie ich mit dem linken schaue, was ich mit dem rechten nicht sehe, und fühle mich blind, obwohl ich sehe. Obwohl ich sehe, bin ich blind. Sind meine Bilder, wenn die Nacht kommt, blind?

Mein Sarg. Nach dem Aufwachen erzähle ich meiner Freundin: Mein Cousin baute für seine Mutter, als sie gestorben war, selber den Sarg. Sie findet das merkwürdig und

schön. Ich sage: Wenn ich sterbe, dann bau aus dem Holz meines Schreibtischs einen Sarg für mich. Sie lehnt sich an mich, und ich denke, sie lacht, als sie sich an mich klammert und zuckt. Bis ich merke, sie weint. Ich sage: Das war doch nur ein Scherz. Sie schluchzt. Hab ich dich verletzt? Nein, sagt sie, ich habe mir vorgestellt, wie du in deinem Schreibtisch ... Sie weint und hält mich noch fester. Vergessen wir den Schreibtisch, sage ich. Nein, sagt sie, er ist doch deine Wohnung.

Ines Hagemeyer

II

denn

sie kommt
aus dem Höllenreich
verplombt im Waggon
über rostige Schienen
die warmgebliebene Asche
aus heiterem Himmel
auf uns zu

I

du

wagtest mir
einen Ort zu zeigen
mit Bächen & Blüten
Flug- & Kriechgeschöpfen
du ludst mich ein
der Sonnenseite zu lauschen
doch ich verharrte im Schatten

Julietta Fix

Sieben Eichen

*(Für Miriam Rosenthal
und die anderen sechs Frauen
im Lager Kaufering 1945)*

Sieben Mal krächte der Hahn
schüttelte das Bettchen auf
für Läuse und Dreck.
Ein Strom Blut floss
wie sieben Wasser aus einem Hahn.
Die eine Hand stapelte Steine
die andere Hand bog sich zur Wiege
in SSsummanden Schlafliedern wie
Bienenengesang von Blüte zu Blüte taumelnd.
Geboren auf einem Lattenzaun
unter sieben stumpfen Schreien.
Mit der Hand vor dem Mund aus
einer Brust.

Wendel Schäfer

Durch den Regenbogen

„Ihr tragt etwas“, fragt der Zufälligvorbeikommende den hinteren Träger, weil der ihm sein Gesicht zuwendet.

„Ja, wir tragen etwas.“

„Ist es schwer?“

Weil der Träger nicht antwortet, tritt der Zufälligvorbeikommende näher heran und wendet seine Richtung, um mit der Gruppe zu gehen. Kommt aber nicht zu nah. Vorsichtshalber. Die beiden tragen eine Leiter wie eine Bahre. Klobige Hände umklammern die Rundbalken. In der Mitte auf den Sprossen, auch zwischen den Leiterrippen, wie reingeflochten, etwas Weißschlaffes, Gallertartiges mit etwas Durchhängendem bis auf die Erde. Es sieht nach Flügeln, Armen, Flossen aus. Vielleicht auch nur Gedärm aus einem geschlitzten Bauch. Schleift über den Boden mit. Das Ding keucht und stöhnt auf bei jedem Schritt der Träger. Obwohl sie sich Mühe geben.

„Muss verwundet sein“, fährt der Zufälligvorbeikommende fort.

„Kann auf keinen Fall alleine gehen.“

„Fliegen auch nicht.“

„Wieso fliegen?“

„Sieht halt so aus, als wären da Flügel.“

„Vielleicht sind sie gebrochen“, gibt der Träger zurück und zuckt mit den Schultern, dass die Bahre ein wenig verkantet und das Stöhnen anschwillt.

„Gebrochen, ja, aber es ist kein Vogel.“

„Vielleicht ein Engel, ein verwundeter Engel. Engel sind leicht, lassen sich angenehm tragen.“

„Oder ein geflügelter Teufel“, feixt der Zufälligvorbeikommende zurück.

„Teufel sind dunkel. Ich glaube aber, wir tragen etwas Helles.“

„Ich glaube. Wieso, ich glaube?“

„Ich glaube es, weil ich nicht sehen kann. Bin von Geburt an blind.“

„Entschuldigung. Sie gehen also nur mit. Trotten hinterher. Dann will ich lieber mal den Vordermann ...“

„Den brauchen sie nicht fragen“, unterbricht der Blinde. „Er ist taubstumm. Geht nur nach vorne. Schaut nie zurück und achtet sehr auf den Weg, damit ich nicht strauchele. Wir wollen nicht abkommen und unnötig wehtun.“

Der vordere Träger ist ein sehr kräftiger Mann. Er hat einen steifen Hut wie eine Schüssel auf den Kopf gedrückt. Unter dem Rand stechen scharfe Augen in eine gleichförmige, wolkenverhangene Ebene.

„Also, was tragen Sie nun da auf der Bahre“, will der Zufälligvorbeikommende wissen und wendet sich wieder dem hinteren Träger zu.

„Die Sonne wird gleich durchkommen.“

„Sonne? Jetzt gleich?“

„Sonne. Endlich, nach vielen Wochen. Wird uns Drei gut tun.“

„Ich frage nach dem Ding auf der Leiter, und Sie faseln was von Sonne.“

Der Zufälligvorbeikommende erinnert sich an seine Blindheit und tritt näher an die Bahre heran. Nicht zu nahe. Vorsichtshalber. Da kauert es, halb sitzend, halb liegend in die Sprossen genestelt. Mit weißer Haut und rosa im Innern. Schimmert durch wie in Aspid gebettet. Alles wappt und wabbelt im Pendelschritt der Träger. Und dann das gleichförmige Schleifen über steinige Erde. Mit einer glitschigen Spur, so weit er zurück schauen kann.

„Wohin geht es denn mit der Fracht? Ihr werdet doch wenigstens wissen...“

„Vor uns wird bald ein Regenbogen sein.“

„Regenbogen. Erst Sonne, jetzt Regenbogen.“

„Ja, ohne Sonne kein Regenbogen. Da kenne ich mich aus.“

„Regenbogen! Hier in dieser trostlosen Gegend. Wir sind auf dem Mond, verstehen Sie.“ „Es ist hier wie auf dem Mond“, gibt der Zufälligvorbeikommende nun schon ärgerlich zurück.

Er hätte nicht herkommen sollen. Nichts wie weite, flache, öde Erde. Sandige Wüste mit abertausend Steinen übersät. Wie sicher der vordere Träger alle Hindernisse umgeht. Klar, der Hintermann darf nicht ins Stolpern kommen. Und die Last noch mehr quälen. Nein, er hätte nicht herkommen sollen.

„Warum tragen Sie denn...?“

„Es wird bald Wasser geben“, unterbricht ihn der Blinde

„Wasser?, hier?“

„Ja, viel Wasser. Sie müssten es eigentlich schon vor uns sehen.“

„Wie kommen Sie denn auf die Idee?“

„Wasser riecht man. Und wenn mir dann die Sonne den Nacken brennt, gibt es einen Regenbogen.“

„Sonne! Wasser! Regenbogen! Ich will Ihnen nicht zu nahe treten, aber...“

„Sie stören nicht. Ich trage ja nur.“

Der Zufälligvorbeikommende bleibt jetzt stehen und schaut der Gruppe hinterher. Sieht, wie sie sich sicher und zielstrebig auf ein großes Wasser zubewegt, in kleine Wellen stapft, dann bis zu den Knien, Hüften, Hals ins Wasser steigt und dann wegtaucht. Von der Bahre erhebt es sich mit wuchtigen Flügelschlägen, klatscht das Wasser, dass Perlenschnüre in der Sonne aufglitzern, hebt ab, schwebt höher und verschwindet durch einen Regenbogen in den Himmel. Aber es ist kein Vogel. Nein, er hätte nicht herkommen sollen.

Alain Bosquet

Le Tourment de Dieu

Et Dieu m'a dit:
„Il n'y a pas d'amour:
rien que salive, rien que peau."
Je continue d'aimer.
Et Dieu m'a dit:
"Il n'y a pas de verbe:
rien que l'erreur,
rien qu'un silence."
Je continue d'écrire.
Et Dieu m'a dit:
„Je suis athée".
Je continue de croire en Dieu.

aus: Gottes Qual

Und Gott hat mir gesagt:
„Die Liebe gibt es nicht:
Nur Speichel und nur Haut."
Ich bleib dabei zu lieben.
Und Gott hat mir gesagt:
"Das Wort, das gibt es nicht:
Nur den Irrtum gibt's,
nur ein Schweigen."
Ich bleib dabei zu schreiben.
Und Gott hat mir gesagt:
"Ich bin Atheist."
Ich bleib dabei, an Gott zu glauben.

ins Deutsche übertragen von Peter Ronge

Werner Weimar-Mazur

abendessen

der tisch ist zugedeckt mit tellern
aus denen andere gegessen haben
an den gläsern kleben abdrücke
fremder finger und lippen
wir schauen uns um und sehen
auf den tapeten schillerfalter
ich öffne das fenster
du schließt die augen
und fliegst mit ihnen
in den offenen himmel
vor dem wir gestern noch standen
als ich welten legte in deine wolkenhände

Bruno Kartheuser

Meine Religion
umfasst alles Leben
und heißt nicht
Gott.

Ulrike Klein

Vom Tohuwabohu (Genesis 1)

Ob ein Wort kommt
zu mir. Ohne Wort
bin ich ganz
wüst und leer.

Ines Hagemeyer

2x Werkstatt

Blickfang I

ein schwacher Lichtstrahl
schiebt sich ins Bild
zu Figuren geformt
gibt er Rätsel auf
dicht verhangen
fast aufgelöst
wechseln sie ihre Posen
erfahrene Zeit
die sich tänzelnd entpuppt
& nicht ganz verlischt

Blickfang II

wieder das Staunen
über den Papierkorb
die Suche
das Graben
tief unten im Wirrwarr
nach der zu einem Knäuel
unter geometrischem Muster
unkennlich gewordne Zeile
endlich legt ein behutsames Glätten
den ursprünglichen Einfall frei
bis auf weiteres

eje winter

leselust II

ein dialog zwischen christoph martin wieland und eje über dessen buch

geheime geschichte des philosophen peregrinus proteus,

1791 erschienen und u. a. wieder herausgegeben von jan philipp reemtsma, nördlingen 1985

eje:

guten morgen, herr wieland!

der stimme des herrn reemtsma folgend bin ich ihnen und den in ihrem roman miteinander dialogisierenden seelen lucian und peregrinus proteus begegnet. mich erfreut das ganze sehr und ich danke ihnen dafür, anteil am ungewöhnlichen genommen haben zu können und ihnen als autor nun auch noch mitteilen zu dürfen, welche gedanken zu kunst und leben mich durch diese lektüre in besonderer weise berühren.

herr wieland:

ich grüße sie, eje, und nehme dankbar ihre wohlwollenden und mich neugierig machenden äusserungen zu meinem werk entgegen.

eje:

nicht dass sie fürchten, ich richtete an sie die sicher schon oft gestellte frage, wie es ihnen gelang, im elysium dem gespräch der über fünfzehnhundert jahre lang toten zuzuhören. denn solches muß immer geheimnis des autors bleiben.

ich möchte sie vielmehr zunächst bitten, mein textverständnis zu überprüfen, und ich hoffe, sie nicht zu langweilen, wenn ich dazu eine für uns beide akzeptable deutungsgrundlage herstelle, indem ich den inhalt des romans in wenigen worten zusammenfasse:

die seele des peregrinus erzählt von den oft trügerischen, meist unwahrscheinlichen und manchmal auch gefährlichen begebenheiten zu lebzeiten und von peregrins daraus abgeleiteten handlungsimpulsen, die allesamt dem ziel dienen sollten, glücklicher, vollkommener zu werden, tatsächlich aber in der regel mißlingen, mißverstanden wurden. die zeitgenossen verurteilen sein tun aufs heftigste. einer dieser zeitgenossen ist lucian, der nicht einmal dessen suizid im feuer wertschätzte, obwohl ein solcher tod für peregrinus als kyniker durchaus erstrebenswert war, da an herakles erinnernd.

herr wieland:

ja, so bekräftigt es peregrins seele.

eje:

zum gesprächspartner der seele des peregrinus machen sie nun, herr wieland, gerade die seele des lucian, die jetzt aufgrund der genauen kenntnis der beweggründe und der wahren statt der nur vermuteten ereignisse im leben des peregrin dieses zwar immer noch nicht bewundert, aber nicht mehr verurteilt, ja sozusagen freund der seele des peregrin zu werden vermag.

mir scheint, sie wählen, herr wieland, das sujet des abenteuerromans, um allen menschen auf mehr oder weniger spannende weise die lehre zu erteilen: beurteile nur, was du wirklich kennst.

und was den satiriker lucian sogar noch nach seinem tode beeindruckt, wird auch auf ihre und meine mitmenschen einwirken oder eingewirkt haben, so vermute ich mit ihnen.

herr wieland:

ich gebe ihnen recht.

eje:

nun kann man in der modernen literatur zu ihrem roman, herr wieland, viele hinweise dafür finden, wie sehr sie sich dort mit aspekten zu religion und glauben auseinandergesetzt haben, ja, sie werden sogar in den beurteilungen der kultur- und literaturwissenschaftler selbst zitiert, um ihre sehnsucht nach höherer geborgenheit, aber auch ihre zweifel an einem gott und an erscheinungsformen des religiösen, auch denen der christlichen gemeinden und schließlich ihren kummer darob deutlich zu machen. und ich sehe es ähnlich.

in diesem zusammenhang muß ich aber unbedingt noch einen weiteren gesichtspunkt erwähnen: die *ironie*. sie ist, so habe ich es wenigstens wahrgenommen, ein wesentliches stilmittel ihres romans und trägt entscheidend dazu bei, sie als einen nicht nur im zeitalter der aufklärung lebenden, sondern diesem auch verpflichtet seienden autor zu zeigen.

an wenigen sachverhalten möchte ich das verdeutlichen, herr wieland:

die gesprächsanteile des lucian und des peregrin verteilen sie sehr ungleich:

(herr wieland lacht)

peregrin stellt sein leben ausführlich dar, um die mißverständnisse endgültig auszuräumen, insofern benötigt er natürlich mehr redezeit. lucians beiträge aber entbehren der empathischen unterstützung des erzählvorgangs durch peregrins seele, beschrän-

ken sich stattdessen auf kurze scharfzüngige beurteilungen der erwartungen und sehnsüchte peregrins.

für mich heißt das, herr wieland, lucian bleibt als satiriker und sophist in der rolle des überlegenen, und darüber hinaus ermöglichen sie es ihm als erfinder der sog. totengespräche, so jedenfalls die literaturgeschichte, also ihm und sich selbst, die fiktion zu bestimmen und als das wirkliche hinzustellen.

(herr wieland lacht noch mehr)

lucian - wielandi iussu - nimmt die tatsache, daß er sich als toter fröhlich mit einem anderen toten unterhält, zum anlaß der feststellung, epikur habe mit seiner behauptung unrecht, nach dem tode gäbe es nichts mehr. respektloser kann ironie nicht geäußert werden.

herr wieland *(schmunzelnd)*:

zu anfang unseres gesprächs haben sie, liebe eje, ihre betroffenheit über die geschilderten auffassungen zu kunst und leben geäußert. diese hintergründe wollten sie noch gern näher beleuchtet wissen. sie haben sich bislang jedoch eher an den vordergründigen gegebenheiten des romans aufgehalten.

eje:

ja, das stimmt. es wird sie nicht wundern, herr wieland, daß ich auf der seite des peregrin stehe, denn er scheint mit seinem lebenskonzept zu scheitern, wohl auf grund seiner empathie mit der welt, wie er sie erlebt. lucian ist überwiegend von der vernunft gesteuert, wirkt gefühlsarm. sie, herr wieland, als aufgeklärter mensch werden dies wohl präferieren.

herr wieland:

oh, ich sehe, eje, daß sie zwar die erlebnisfülle des peregrin in ihrem herzen aufgenommen haben, nicht aber dessen innere wandung mitvollzogen.

sie haben es richtig wahrgenommen, peregrin suchte, um dem göttlichen nahe zu sein und es wonnenhaft zu genießen, das göttliche in der welt, in der schwärmerischen, auch sinnlichen liebe, der askese, in allen erdenklichen formen menschlichen mitfühlenden seins. aber erst spät begriff er: das göttliche ist in dir selbst oder es ist nirgends und dieses göttliche licht in dir heißt vernunft.

eje:

herr wieland, was sie sagen, mag ich nicht hören. oder *(eje gerade sehr nachdenklich)* die vernunft, die peregrin in sich findet, ist nicht die des lucian.

herr wieland:

so ist es. die vernunft, die peregrin nun eigen ist, macht ihn frei. sie macht ihn unabhängig von wahn und leidenschaft, sie macht ihn bedürfnislos und gleichgültig gegenüber den urteilen der menschen. sie ist sein guter geist.

eje:

ich glaube jetzt auch peregrins tod zu verstehen. er braucht das leben nicht mehr. jedoch welch' grausige konsequenz.

noch eine abschließende frage, herr wieland: was für eine wirkung erhoffen sie sich von diesem ihren buch?

herr wieland:

durch die kraft meiner imagination möchte ich den leser befähigen, das göttliche licht der vernunft in sich zu finden.

eje:

vielen dank für das gespräch mit ihnen, herr wieland!

herr wieland:

es war mir ein vergnügen.

*dieser dialog entstand im dezember 2013 aus anlass des 200. todestages
von christoph martin wieland (1733 – 1813)*



Alain Bosquet

Le Tourment de Dieu

J'entrais dans Beethoven
comme dans l'océan,
récif après récif.
Je vivais dans Mozart:
étais-ce un minaret
ou un château de givre?
Je marchais dans Ravel,
ivre de danse
et de tabacs roulés.
Je dormais dans Bartok,
pour qu'il me vole mon squelette,
pour qu'il me débarrasse de mon âme.
J'étais musique.
Ulysse,
pour toi j'ai déplacé Ithaque.
Shylock,
pour toi j'ai revendu Venise.
Valjean,
pour toi j'ai volé les pains.
O Prince André,
j'ai fait la guerre sous ton nom.
K, mon ami,
j'ai souffert d'être moi, comme toi de
toi-même.
De qui suis-je le personnage?

aus : Gottes Qual

In Beethoven drang ich ein
wie in den Ozean,
Riff für Riff.
In Mozart lebte ich:
war es ein Minarett
oder ein Eisblumenschloß?
In Ravel lief ich umher,
trunken von Tanz
und gerolltem Tabak.
In Bartok schlief ich fest,
damit mein Skelett er mir stehle,
damit er die Seele mir nehme.
Ich war Musik.
Odysseus,
für dich hab' ich Ithaka verlegt.
Shylock,
für dich nochmals Venedig verhökert.
Valjean,
für dich all die Brote gestohlen.
O Prinz André,
in deinem Namen hab' ich Krieg geführt.
K., mein Freund,
ich erlitt es, Ich zu sein, wie du dein Du
erlittest.
Wes Persönlichkeit bin ich?

ins Deutsche übertragen von Peter Ronge

Ulrich Bergmann

Sternblumen

Ich will schnell noch eine Geschichte meines Großvaters erzählen, sie hat mit dem Eis zu tun, auf dem wir tanzen und fallen, wenn es so weit ist ... Ich besuchte ihn oft in der großen Stadt am Rhein. Er brachte mir alles bei, was es in der Musik gibt, und philosophierte mit mir, seit ich sprechen konnte. Als Großvater spürte, dass es ans Sterben ging, zitierte er, wenn er von seiner Gebrechlichkeit sprach, immer wieder die Worte: Es ist vollbracht. Amen. Komm, Herr Jesus. Obwohl er weder an die Theologie der Evangelien noch an die Göttlichkeit Jesu Christi glaubte. Er blieb bis zu seinem zweiundsiebzigsten Lebensjahr Organist, spielte ein Credo nach dem anderen, gab Konzerte, improvisierte in Sankt Peter die Musik von Stummfilmen – ich erinnere mich besonders an Faust und Metropolis – und komponierte Orgelmessen, Kantaten und Oratorien. Nachdem er im Ruhestand war, zog er in ein kleines Appartement im Souterrain einer Villa am Rhein. Er erkannte mich erst gar nicht wieder, als ich ihn kurz vor seinem Tod besuchte. Ich glaube, er tat nur so, weil wir uns bei der letzten Begegnung gestritten hatten. Es ging um eins seiner Gedichte. Ich kapierte nicht, was er damit sagte. Heute weiß ich, er wollte damals schon sterben. Die Sonne verschwand hinter den Häusern. Ich stand im Wohnzimmer und blickte mich um. Notenblätter auf dem Schreibtisch vorm Fenster mit Blick auf Rosenbüsche, Astern und hohes Gras, auf den beiden kleinen Tischen in den Ecken, auf dem Spinett, auf allen Stühlen, auf dem Büfett, auf dem Sofa und neben dem Kopfkissen des Bettes. Auch auf dem Fußboden Stapel von Notenblättern ohne erkennbare Ordnung. Mit dickem Filzstift geschrieben, sahen die schwarzen Noten mich an. Großvater zeigte auf den Schreibtisch. Lies das Blatt in der Mitte!, sagte er. Ich beugte mich über den Schreibtisch:

Unser Leben ist nur Wahn und Fraß.

Dann ist der Wahn Leben ohne Fraß, dachte ich, und Fraß ist Leben ohne Wahn, ja, das stimmt, das Leben wird zur tödlichen Sucht. Und die Kunst?, fragte ich Großvater, ist sie auch ein Wahn? – Nun ja, sagte er zögernd, in einem gewissen Sinn ist ein Künstler, von seinem Werk her gesehen, wahnsinnig. Der eigentliche Wahnsinn liegt darin, dass der Wahn des Künstlers, der in sein Werk eingeht, wahr ist. Ich schwieg. Das Wunder der Zeugung ist bei den Ausscheidungsorganen angesiedelt ... Feuer und

Wasser ... Wahn und Fraß ... zwischen diesen beiden Polen liegt alles, was wir Leben nennen. Also auch die Religion, sagte ich. – Ja, auch die Religion, sagte er. – Und die Religion und die Kunst sind derselbe Wahn? – Ich weiß es nicht, sagte er, ich weiß auch nicht, ob ich es hoffen soll. – Aber deine geistlichen Motetten, Kantaten, Orgelmessen ...? – Ich komponiere in den Formen der geistlichen Musik, aber ich schreibe mit meinen Noten kein Credo. Ich bin ein Künstler, ich glaube nur an mich selbst – und an mein Werk, das ist vielleicht dasselbe. Mein Verstand sagt mir, dass Gott nicht existiert. Mein Gefühl sagt nichts anderes. Gott ist eine Variable für das, was wir nicht verstehen. Weißt du, Gott ist nur eine Idee. – Vielleicht eine Idee in uns – von ihm, sagte ich. Großvater lachte. Er legte sich aufs Bett: Gott gibt es nicht, sagte er. Es hat ihn nie gegeben. Es kann ihn nicht gegeben haben und es wird ihn nie geben, der nie war, der nicht ist, der nie sein wird. Ich habe nie an ihn geglaubt. Nach einer Weile dann: Der Tod ist die stärkste Kraft. Großvater streckte den Arm aus und deutete mit der flachen Hand auf den Stuhl neben dem Bett. Ich las seine schwarze Filzstifthandschrift: Ich bin aus der katholischen Kirche ausgetreten. – Das ist Gott egal, sagte ich. Großvater lächelte: Wenn es ihn gäbe, wäre er auf meiner Seite. Wir schwiegen. Ich glaube, du willst mit dem Leben abschließen, sagte ich. Kann sein, sagte er. Er erzählte mir von der Glocke, die er der Kirche vor vielen Jahren stiftete. Den Klöppel haben die Damen des Puffs beige gesteuert. Die sind ehrlicher als die Kirchenleute, sagte er. Die Priester sind eitel, noch eitler als ich. Ich muss ja als Künstler sein wie Gott. Aber die Priester müssen Gott dienen, am besten lassen sie die Finger von der Kunst. Der kunstsinnige Pater von ‚St. Chillida‘, erzählte er, habe den alten Altar seiner Kirche in die Sakristei tragen und einen aus drei weißen Marmorblöcken bestehenden Altar aufstellen lassen, im Dienst an der Kunst, aber dann auf Verlangen des Erzbischofs ins Seitenschiff versetzen müssen. Ein Altar sei ein ungeteilter Opfertisch, so der Erzbischof. Die Deutung, die Dreiteilung spiele auf die Dreieinigkeit an, habe die Kurie nicht gelten lassen, es bestehe auch die Gefahr, dass die Gemeinde in dem zerstückelten Altar eine brüchige Kirche sehe. *Una sancta ecclesia catholica!* Da habe der Pater einen neuen Opfertisch im Altarraum aufgestellt, wieder aus weißem Marmor, aber dünnwandig und hohl wie ein Campingtisch. Den habe der Pater dem Großvater voller Stolz gezeigt. Man sehe, habe er zu dem Pater gesagt, wie hohl die Kirche sei ... Nun ja, habe der geantwortet, jedenfalls *una*, also ungeteilt, aus einem Stück, und *sancta* – und *catholica* allemal. Großvater forderte mich auf, ihm vom Spinett in der Mitte des Zimmers ein Exemplar seiner Biographie zu bringen, die sein Nachfolger im Organistenamt kürzlich geschrieben hat. Er schlug das Buch auf und schrieb auf die Innenseite des hinteren Buchdeckels mit schwarzem Filzstift. Ich

schaute ihm von der Seite dabei zu. Er malte Buchstabe für Buchstabe. Die Augen schienen zu lachen, aber der Mund blieb ernst. Großvater gab mir das Buch zurück: Ich will eingeschläfert werden. Ich erschrak. Das ist mein Testament, sagte er, in Wahrheit auch nur ein Wahn. Testament? Auf dem Nachttisch eine weiße Schachtel Valium. Ich schüttelte den Kopf. Der Tod – nur ein Wahn? Der Tod ist das Nichts. Aber das sagte ich nicht. Großvater wies auf einen Zeitungsartikel neben den Tabletten. Ein Bericht über sein letztes opus. Auf dem Stuhl lagen die gedruckten Noten der Motette Ja, ich komme bald. Ich sitze am Tag zwei Mal für ein paar Stunden am Fenster und komponiere. Ich habe nur noch das Spinett. Mir fehlt die Orgel. Aber ich kann mit den wunden Füßen nicht mehr spielen. ... Schwälende Tage ... Mir fehlt der Blick auf die Westfassade meiner Kirche. Jetzt schaue ich aus dem Kellerloch, in dem ich hause, auf die Asten vor meinem Fenster wie aus einem Grab. ... Noch einmal das Ersehnte, den Rausch ... Meine Augen sind schwach, ich sehe die Noten nur verschwommen. Manchmal improvisiere ich auf dem Spinett.

Seine Kompositionen höre er im Kopf. Vom Bett aus könne er die Fernsehbilder ahnen und sich den Film vorstellen. Aber meistens lasse er den Fernseher ausgeschaltet. ... Und streife die Fluten und trinke Fahrt und Nacht ...

Ich dachte immerzu an Benns Gedicht, an den nahenden Tod, als ich Großvater mit seinem langen weißen Bart im Bett vor mir liegen sah, die eingewickelten Füße in dicken Pantoffeln steckend, wie der sterbende Gott Gottes. Eine bizarre Predella. Darüber das Nichts der weißen Wand ... Großvater wurde müde. Beim Abschied gab er mir die Hand und sagte: Das ist das Ende.

Als ich das Zimmer verließ, schaute ich noch einmal zum Fenster. Der Abendschatten hatte die Asten übermalt. Dann fiel die Tür zu.

Thomas Reeh

Und du lebst, dieweil du stirbst

Bedächtig und unaufhaltsam lief das weiße Wachs in trägen Strömen an den Seiten der Kerze hinunter. Mit jedem Tropfen, der in die große, weiße Lache floss, die sich ab ihrem Fuß gebildet hatte, rückte der Moment näher, in dem der Docht zu kurz sein würde, in dem die kleine Flamme in der flüssigen Lache geschmolzenen Wachses ertrank. Zwei Drittel ihres ursprünglichen Maßes war die einst so stolze Kerze am heutigen Abend schon beraubt worden. Und Nichts schien darauf hinzudeuten, dass sie bald gelöscht würde, um ihr noch einen letzten Aufschub, eine Gnadenfrist zu gewähren. Doch obwohl jene kleine, unscheinbare Leuchte sich schon so weit in die große Wachslache ergossen hatte, so hüllte sie doch trotzig den ganzen Raum in ihr dämmriges Licht.

Ihr Schein füllte alle Enden der kleinen Kammer, zeigte die große, schwere Eichenholztüre, die Dielen, die den Boden bildeten, und die betagte Kuckucksuhr, die sich bald anschicken würde zur Mitternacht zu läuten. Es war eine winzige Kammer, in der das gedämpfte Licht Fleiß und Kontemplation offenbarte. An den Zimmerwänden standen Regale, in denen sich Buchrücken an Buchrücken bis zur Decke erstreckte. Achtlos waren die Werke zusammengetragen: Leinengebundene Prachtbände neben billigen Taschenbüchern, alte, kostbare Gesamtausgaben neben buntscheckigen Katalogen. Die Bibliothek schien ohne jede Mühe und Sorgfalt zusammengestellt worden zu sein. Die Bücher sollten nur irgendwie gereiht oder gestapelt untergebracht werden.

In der Mitte der kleinen Kammer stand ein schmaler Tisch, auf dem die niederbrennende Kerze stand und ihr dämmriges Licht verbreitete. An diesem Tisch saß ein junger Mann und starrte geistesabwesend in ein großes Buch, das neben der Kerze auf dem Tisch ausgebreitet lag. So vertieft war er in die Zeilen, dass er Nichts mehr wahrnahm, was um ihn herum geschah. Das Knarren der Dielen, das Ticken der Kuckucksuhr, das langsame Sich-Verzehren der Kerze. All das war zu einer wohligen Hintergrundatmosphäre verschmolzen, vor der in seinem Geist der Fluss der Sprache dahinströmte, indem sich Wort an Wort, Gedanke an Gedanke kettete. Schließlich aber, als seine Augen von der Anstrengung schon zu schmerzen begannen, da hob er seinen Kopf und rieb sich langsam die Stirn. Wie spät war es? Wie lange hatte er gelesen? Der Blick auf die große Wanduhr ließ ihm einen Seufzer entfahren. Schon so

spät? Das Lesen ließ ihn stets die Realität vergessen. So war es auch heute geschehen. Dabei hatte er sich für diese Nacht so viel vorgenommen. Er schaute den großen Stapel von Büchern an, der neben ihm auf dem Tisch lag. Seufzend schob er das große schwere Buch beiseite und holte den obersten Band vom Stapel herunter.

„Trost der Philosophie von Boethius“, flüsterte er und schlug das Werk auf. Noch einmal vergegenwärtigte er sich den Moment, als er es zum ersten Mal in die Hand genommen hatten, vor vielen Jahren, als er noch in der Schule gewesen war. Schon damals hatten ihn das Werk und die beeindruckende Tat, es zu schreiben, tief berührt. Boethius. Senator und Berater des Ostgotenkönigs Theoderich. Verraten. Inhaftiert. Unschuldiger zum Tode verurteilt. Ins Gefängnis geworfen und der eigenen Verzweiflung überlassen. Jeder Andere, gleich ob König oder Bettler, wäre in der Hoffnungslosigkeit der Gefangenschaft zergangen. Nicht so Boethius. Er setzte sich nieder und nahm in dieser schweren Stunde die Arbeit auf sich, ein Buch zu schreiben, in das er seine ganze Seele eingehen ließ.

Vor seinem geistigen Auge konnte er Boethius arbeiten sehen. In einer kleinen, kargen Zelle eines römischen Kerkers. Ohne Möbel oder sonstige Annehmlichkeiten. Die öden, steinernen Wände: Stumme Zeugen seines Ringens mit sich selbst in der Gewissheit des unmittelbaren Todes. Kaum Papier, um zu schreiben, beugte der arme Mann sich über seinen Tisch und schrieb im gedämpften Schein des winzigen Fensters mit langsamer Hand sein Werk.

All die Verzweiflung, all die Mutlosigkeit, die er gefühlt hatte, sie vibriert deutlich durch den Text. Gerade, im ersten und zweiten Buch schlug einem aus jeder Zeile die tiefe Hoffnungslosigkeit und Verbitterung entgegen, von der der Autor gemartert wurde. Verängstigt. Gebrochen. Gealtert. Die Musen weinen. Die einstige blühende Jugend ist gewichen. Welche endlosen Leiden muss dieser Mensch erduldet haben? Welche Trauer drücken die Verse aus?

Und dennoch verzagt er nicht. Dennoch wendet er sich an seine Wissenschaft, sucht Hilfe bei ihrer Königin, der Philosophie. In Frauengestalt erscheint sie ihm, trocknet seine Tränen, lässt ihn sein Schicksal klar zur Sprache bringen. Und im Gespräch mit der Göttin der Weisheit kommen ihm all die Gewissheiten wieder zu Bewusstsein, die ihm Halt geben. Und während der Gedankenfluss ihn fortreißt, er im Dialog mit der Göttin zu Themen der Ethik, der Metaphysik, der Religion fortschreitet, währenddessen schwindet unmerklich die Verzweiflung aus seinen Worten und weicht der Sicherheit und dem Vertrauen. Obgleich nichts sich verändert hat, nicht seine Situation und auch nicht sein Leiden, schreibt er die Zeilen des letzten Buchs nicht mehr wie

ein Gefangener. Er schreibt sie wie Jemand, der zu Hause ist, zu Hause in der Wahrheitssuche und im Gang der Gedanken.

Alles ist vorherbestimmt, leitet er schließlich her. Was wir auch tun, es ist im göttlichen Wissen bereits da gewesen. Die Pflicht, recht zu handeln, obliegt uns dennoch. Nicht mehr Furcht und Verzweiflung, sondern Gefestigkeit und Gewissheit liegen jetzt in jedem seiner Verse. Hier schreibt ein Mann, der durch das Schreiben selbst die Hoffnung wieder gefunden hat. Und nicht mehr zitternd, sondern stolz und energisch richtet er sich in seiner kleinen Zelle auf und blickt durch das kleine Fenster der aufgehenden Sonne entgegen.

Nachdenklich schloss der Leser das Buch vor sich und schob es über die Eichenholzplatte beiseite. Als er im Lichte der dahinbrennenden Kerze zur Decke starrte, fragte er sich leise: „Wie kann das sein? Wie kann Jemand, der schon vor so vielen Jahrhunderten gestorben ist, mir so gegenwärtig werden? Mit allem, was er tat, was er dachte und was er fühlte?“

Die gigantischen Bücherregale um ihn herum dämpften die Lautstärke und schwiegen ihn von allen Seiten an, als läge eine tiefere Bedeutung in ihrer Stille. Nachdenklich nahm er das nächste Werk von seinem großen Bücherstapel.

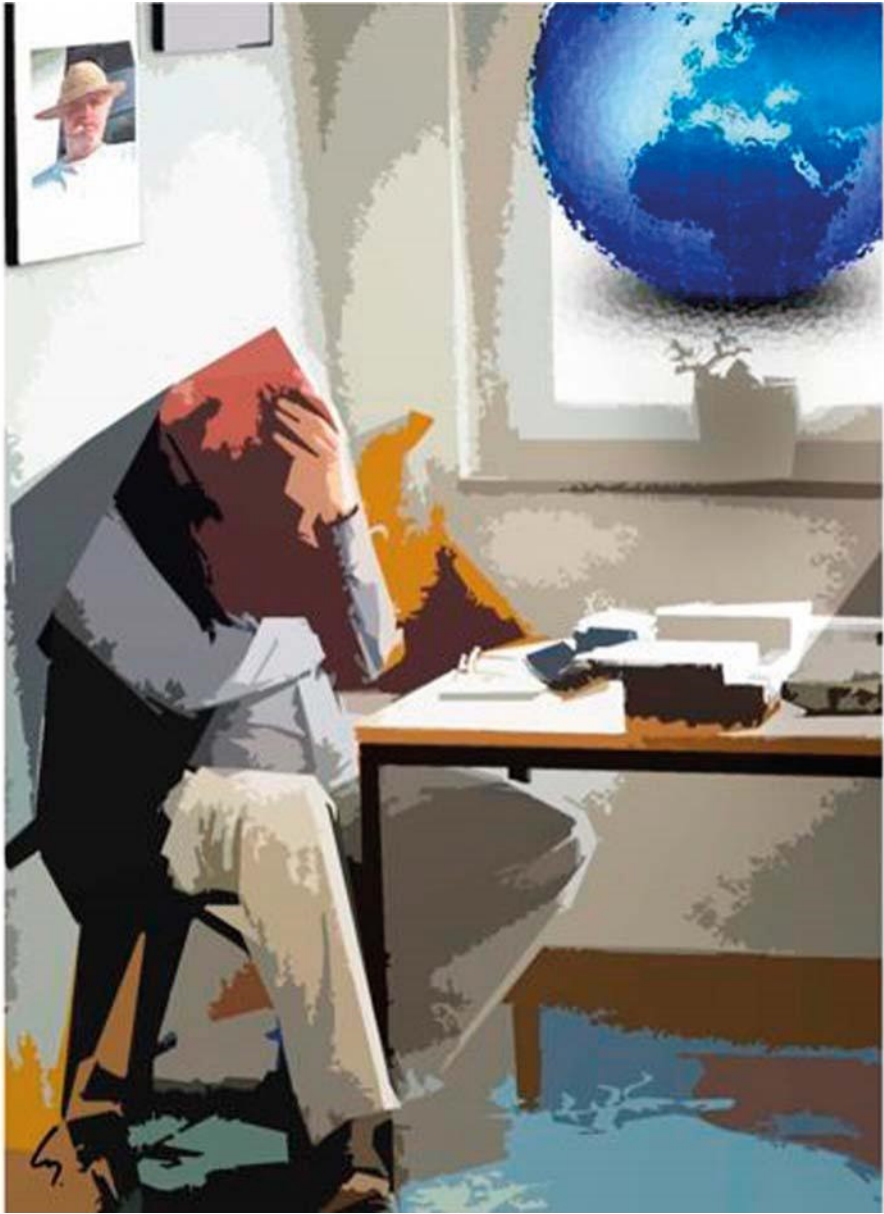
„Friedrich Nietzsche, die Götzendämmerung,“ flüsterte er fast ehrfürchtig und blätterte zart die losen, zerfledderten Seiten um, die die hundertfache Lektüre gelockert hatten. Dieses Buch hatte er entdeckt, als er in blühender Jugend gestanden hatte, zu Beginn seines Studiums, als alles noch einen Sinn ergab. Kaum ein Buch hatte er gesehen, das mit so viel Wut geschrieben war. Der späte Nietzsche war nur noch ein Schatten seiner selbst gewesen. Geplagt von einem schweren Lungenleiden. Getrieben auf der Suche nach angenehmer Luft von Ort zu Ort zu reisen. Letztlich von der Syphilis in den Wahnsinn getrieben. Und dennoch blieb sein reger Geist keine Minute lang untätig. Wie er dagelegen haben muss. Vom Fieber ans Bett gefesselt. Bleich und fiebrig. Die Augen starr in die Ferne gerichtet. Doch hinter seiner Stirn regten sich die brutalsten und erbarmungslosesten Einsichten.

Jenes Buch war mit der Wut und dem Hochmut eines Jünglings geschrieben. Wirr in seiner Konzeption wechseln sich geniale Gedanken, Aphorismen und Argumente auf den Seiten ab. Mal folgt eine Auseinandersetzung mit der Geschichte, mal werden sämtliche philosophischen und religiösen Autoritäten beschimpft. Detailgenaue Kritik wechselt sich mit grundsätzlicher Ablehnung ab. Dort eine frohlockende Anpreisung des menschlichen Verstands, hier eine sarkastische Analyse des Sokrates. Dann wieder eine Kritik aller irdischen Irrtümer und der Moral als Ganzes. Das ganze Werk

hat keine gedankliche Ordnung. Und gerade darin sieht man den wildesten Geist, der sich gegen alles wehrt, und alle Herrschaft ablehnt. Wenn Nietzsche auch über vierzig Jahre alt war, als er den Text schrieb, kommt in ihm der Geist des Jugendlichen zum Vorschein. Der Jugendliche, der mit dem Hammer die Gültigkeit aller Lehrsätze zerschlägt, die ihn beschränken. In den Augen des erwachsenen Kranken, der blass und hustend in seinem Bett liegt, tobt und wütet ein Halbwüchsiger, der alle Regeln, alle Schranken beseitigen will. Künstlerisch präzise, mal durch Ironie, mal durch blanke Empörung, enteilt er seinen Vorbildern. Und seinen Protest in Gedanken hinaus-schreiend sitzt er stumm da, röchelt, weil ihm die Luft zum atmen fehlt, und sieht seinem Ende entgegen.

Auch die Götzendämmerung schob der Leser nun langsam bei Seite. In tiefster Trauer unterdrückte er seine eigenen Tränen. Wie er Nietzsche in seiner Jugend bewundert hatte. Ein großer Rebell, der sich gegen althergebrachte Moral, Metaphysik, philosophische Tradition und religiöse Lehrsätze gestellt hatte. Ein Empörter, der immer, wenn er etwas kritisierte, genau zu wissen schien, wovon er redete, der wusste wo die Wahrheit zu finden war. Dieser Mann, so hatte er mit Verzweiflung festgestellt, wusste die Wahrheit nicht, behauptete auch gar nicht sie zu kennen, bestritt sogar, dass es sie überhaupt geben konnte. Nicht die Suche nach allgültigen und unveränderlichen Wahrheiten war sein Antrieb gewesen sondern der unbändige Zorn auf Alles, was ihn zu Unrecht hatte glauben machen wollen. In seinem Streben nach Aufruhr und Rebellion hatte sich Nietzsche ein literarisches Denkmal geschaffen. Selten waren die Gedanken, die Formulierungen eines Autors so persönlich wie die seinen. Selten war eine Philosophie so eng mit dem Wesen des Denkenden verknüpft. Die Wut, die Leidenschaft, die Entrüstung, die Nietzsche gefühlt hatte, während er seine Text verfasste, konnte jeder Leser spüren. Die teils unausgesprochene, teils ausgesprochene Wahrheit, dass niemand an etwas glauben müsse, dass ihm nicht einleuchte, wurde mit ganzer Wucht vorgetragen. Doch obgleich man jedem Absatz entnehmen konnte, dass Nietzsche seinen Platz in der Welt und in der Ansicht gefunden hatte, ließ er den Leser doch letztendlich unbeseelt zurück. Es war paradox, so fand er, dass ein Text, der soviel Seele des Autors verinnerlicht hatte, ihn am Ende doch so seelenlos zurückließ. So war der Lauf der Welt.

Eine einzelne Träne fiel auf den Schreibtisch, als das dritte Buch vom Gipfel des Stapels genommen und aufgeschlagen wurde.



Payasol

der abend war blau

kalt die zehen in beuligen schuhen
an den rand gestützte verse
stilbruch - wir liefen weiter auf
kanten, fassten mit unseren händen
ins blaue. nach einer weile
torkelten vier, am abend viele
das blau nahm uns die wut
die vielen *hätt ichs* und *müsst ichs*
die *ich hab noch nicht-glut* -
und wir lagen da, mit buchstaben
in unserem hut

Helmut Schmelmer

Über einen Verdacht

Zeit gewinnen soll durchaus möglich sein. Etwa in wartenden Anschlusszügen, bei unkalkulierter wie unentrinnbarer Rast. Termine, auch wichtigste, tilgen sich erstaunlich widerstandslos. Zuende-denkzeit. Die Seele, auf ungeahnte Weise befreit, taucht in Zeitlosigkeit: Elysium! Dazu womöglich noch die Sanftmut eines milden Regens, und es ruhen alles Tun und Begehren.

Verdacht auf Glück

Was aber, wenn

Auf einer Parkbank sitzen und warten,
dass Schneeweißchen und Rosenrot vorbei
kommen, Jesus oder Karl der Große, der
schuld war an meiner Fünf in Geschichte.
Warten auf Elsa Einstein und die Auf-
Erstehung ihrer heilsamen Angst.
Die Frage nach dem Sinn solchen Wartens
mag müßig sein – was aber ist, wenn sie
kommen?



... ET UMBRA SUMUS

Elisabeth Borchers
(1926 – 2013)

immer ein anderes

und du willst auferstehen lebenslang
und der vogel beschattet das haus noch
im tode und der wind pflanzt sich fort
in den tag in die nacht und schüttelt
dein aug aber es ist leer auch die
papierkörbe sind leer und die leere
ist eingeschlafen und weckt dich nicht mehr

weh dir die luft ist leer sie nimmt dich
nicht der baum ist leer er nimmt dich
nicht kein vogel bist du vogel mehr kein
stein der weint um dich mein stein und
auch die sonne nicht und nicht der mond

und du willst auferstehen lebenslang
und fragst und fragst die nächste stadt
die andere stadt und klopfst und fragst
ist dies die nächste stadt das nächste
haus das haus ist leer die kerzen die
da brennen brennen nicht so lösche sie
aus es weckt dich niemand niemals mehr

always another one

and you wish to arise lifelong
and the bird shadows the house even
in death and the wind procreates
into the day into the night and shakes
your eye although it is blank also the
wastebaskets are blank und the blankness
has drifted off and will rouse you no more

woe unto you the air is blank it will not
seize you the tree is blank it will not
seize you no bird are you bird anymore no
stone that weeps for you my stone and
also not the sun and not the moon

and you wish to arise lifelong
and ask and ask the next town
the other town and knock and ask
is this the next town the next
house the house is blank the candles
burning are not burning so expunge them
nobody will rouse you nevermore

ins Englische übertragen von Theo Breuer

*Abdruck mit freundlicher Genehmigung
des Subrkamp-Verlags.*

toujours autre

et tu veux ressusciter durant toute ta vie
et l'oiseau veille la maison encore
dans la mort et le vent se propage
et le jour et la nuit et il secoue
ton œil mais celui-ci est vide et le vide
dort et ne te réveille plus

aïe que l'air est vide il ne te saisit
pas l'arbre est vide il ne t'accueille
pas tu n'est plus oiseau plus oiseau aucun
aucune pierre qui te pleure ni ma pierre
ni le soleil ni la lune

et tu veux ressusciter durant toute ta vie
et tu interrogues interrogues la ville la plus proche
l'autre ville et tu frappes à la porte et tu demandes
est-ce la ville la plus proche la maison la plus
proche la maison est vide les chandelles qui
y brûlent ne brûlent pas éteins-
les personne ne te réveille personne plus jamais

ins Französische übertragen von K. Alfons Knauth

siempre otra

y tú quieres resucitar mientras vivas
si el pájaro vigila la casa aún
en la muerte y el viento sigue soplando
de día de noche sacudiéndote un ojo
pero está vacío también las papeleras
están vacías y el vacío se ha dormido
y no te volverá a despertar

pobre de tí el aire está vacío no te eleva
como el árbol vacío no te acoge
ni pájaro eres ni jamás lo serás ni habrá
piedra que lllore por tí ni mi piedra
ni tampoco el sol ni la luna

y tú quieres resucitar mientras vivas
preguntando sin cesar a la ciudad vecina
a la otra ciudad y golpeas preguntando
es ésta la otra ciudad la próxima casa
pero la casa está vacía y allí las velas
están agonizando apágalas de una vez
ya nadie te despertará nadie nunca más

ins Spanische übertragen von Ines Hagemeyer

vždycky něco jiného

a ty chceš vstávat z mrtvých doživotně
a pták zastíňuje dům ještě
ve smrti a vítr se množí
do dne do noci a třese
tvým okem ale to je prázdné a také
koše na papír jsou prázdné a prázdnota
usnula a už tě neprobudí

běda ti vzduch je prázdný nevezme tě
strom je prázdný nevezme tě
ani pták nejsi už ptákem
nejsi už kamenem který pláče pro tebe
můj kámen a ani slunce ani měsíc

a ty chceš vstávat z mrtvých doživotně
a ptáš se a ptáš nejbližšího města
jiného města a klepeš a ptáš se
je tohle nejbližší město nejbližší
dům je prázdný ten dům a svíčky které
tam hoří nehoří tak je zhasni
nikdo tě už nikdy neprobudí

ins Tschechische übertragen von Klára Hůrková

دائماً شيء آخر

وتريد القيامة طيلة الحياة
حيث لا يزال الطير يظل المنزل
حتى في الممات
ليلاً نهراً تنتشر الريح وتتكاثر
تهز عينك ولكنها فارعة
حتى سلة الاوراق حاوية
والفراغ قد نام ولم يعد يوقظك

إحذر، الهواء فارغ، لا يأخذك
الشجرة فارغة، لا تأخذك
ولا الطير يأخذك، أنت الطير
لا طير ولا حجر يبكي عليك
لا شمس ولا قمر

وتريد القيامة طيلة الحياة
وتسأل
وتسأل المدينة اللاحقة،
المدينة الأخرى وتطرق الأبواب وتسأل:
هل هذه هي المدينة القادمة، المنزل القادم،
المنزل فارغ والشموع التي تشتعل هناك لا تحترق،
اطفئها، فليس هناك من يوقظك أبداً بعد هذا اليوم

ins Arabische übertragen von Fouad El-Aunwad

Nachruf auf Pierre Garnier

Nur wenige Wochen nach seinem 86. Geburtstag starb der französische Dichter Pierre Garnier am 1. Februar dieses Jahres. Er war ‚glokal‘ im radikalen Sinn: verwurzelt im Lokalen und Provinziellen und gleichzeitig im Globalen und Universellen: ein Baum auf Weltwanderschaft, abwechselnd Vogel und Fisch, überall in seinem Element, als trunkenes Schiff unterwegs im Sternenmeer der Sprachen und Zeichen. Kosmopoet und Kosmopolit. Mikro- und makrokosmisch. Sein literarhistorischer Ort war der von ihm im Zeitalter der Raumfahrt entwickelte *Spatialisme*: die Eröffnung des unendlichen Raums des Buchs und der Seite mittels sprachlicher Verdichtung jenseits des linearen Schreibens. Pierre Garnier lancierte den *Spatialisme* seit 1962 mit mehreren Manifesten, vor allem der mehrsprachigen Raumdichtung der *Spatiaux*¹ (1964), die als weltliterarische Satelliten und Konstellationen den Erdball umkreisen und diesem zur Orientierung dienen. Medial zu verorten sind die Raumgedichte primär auf dem als Weltkarte imaginierten Blatt des Buchs oder dem Blatt des Baums².

Die Entwicklung des *Spatialisme* vollzog sich im weltweiten Rahmen der *Konkreten Poesie*, eines literarischen Inter- und Transnationalismus, der sich zeitweise als Pendant, dann als Alternative zur sozialistischen Internationalen verstand. Die Konkretheit der *Konkreten Poesie* war freilich nie die des sozialistischen Realismus, sondern die der Abstraktion von der Wirklichkeit und der Konzentration auf die Sprache als eigene Welt und Wirklichkeit, nicht ohne Rückwirkung auf die erstere.

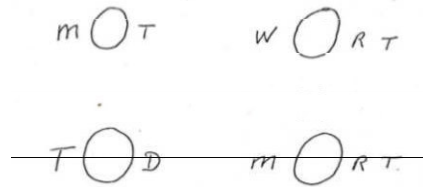
Das Zusammenspiel von Wort- und Weltwirklichkeit gehorcht einem kosmopoetischen Eros und Ethos. Der Dichter erstrebt eine *Kosmose*, die alle Elemente und Ebenen des Kosmos zu einer wechselseitigen Durchdringung zu bringen sucht und neue kosmische Energie erzeugt. Das Prinzip des Grenzen überschreitenden universalen Eros hat Pierre Garnier zusammen mit seiner aus Deutschland stammenden Ehefrau Ilse in dem Manifest *L'érotisme spatialiste* (1966) entwickelt, in moderner Fortführung antiker Vorbilder.

¹ Der neu geschaffene französische Ausdruck *Spatiaux* verweist auf die *vaisseaux spatiaux*, d.h. die gerade erst geschaffenen Raumschiffe.

² Vgl. das doppelseitige mehrsprachige Bildgedicht *UNE CARTE DU MONDE – BLATTFIGUR* (S.87) – Une carte du monde Un mapa del mundo Una mappa del mondo A map of the world Eine Weltkarte (S.86), in *Le Feu et la Pomme* (2009).

Die Kosmose beginnt mit der Herausbildung einer individuellen deutsch-französischen Identität und der Schaffung eines eigenen Ideolekts und Interlekts der beiden Dichter. Dies geht Hand in Hand mit der politischen Aussöhnung Frankreichs und Deutschlands nach dem selbstmörderischen 2. Weltkrieg, als Herzstück einer europäischen Aussöhnung, für die Pierre Garnier als französischer Germanist und Ilse als deutsche Romanistin wichtige kulturelle Wegbereiter waren, lange vor der historischen Geste François Mitterands und Helmut Kohls in Verdun. Der im *Dichtungsring* 1991 veröffentlichte Zyklus *L'Europe. Der deutsch-französische Kern* mit seinen *poèmes franco-allemands* (so der Untertitel), ist ein Dokument aus der Spätphase dieses Prozesses, anlässlich des anstehenden Vertrags von Maastricht.

Das folgende, aus dem genannten Zyklus stammende Bildgedicht vereint die französische und die deutsche Sprache in einer verblüffenden Konstellation, vor dem Hintergrund einer verhängnisvollen Vergangenheit:



LANDSCHAFT MIT VIER

Sonnen

Die Kosmose weitet sich aus, über Ehe und EU hinaus, auf afrikanische, amerikanische und asiatische Kulturen, zunächst in Gestalt der Freundschaft und dualen Auto-renschaft von Pierre Garnier und Seiichi Niikuni. Der japanische und der französische Dichter verfassen ein gemeinsames Manifest mehr- und mischsprachiger „supranationaler Poesie“ unter dem Titel *Position 3 du Spatialisme: Pour une poésie supranationale* (1966), das sie sogleich in die Praxis umsetzen mit dem japanisch-französischen Gedichtzyklus *Poèmes franco-japonais* (1966). Dieser Zyklus bietet ein einzigartiges Ost-West-Gespräch der Sprachen, eine erstaunliche Osmose japanischer und französischer Zeichen sowie orientalischen und okzidentalischen Geistes.

Die plurale und multilinguale Textproduktion über nationale und kontinentale Grenzen hinweg ist ein Kennzeichen der *Konkreten Poesie* und des *Spatialisme*. Sie greift auch

auf den Leser über. Leser unterschiedlicher Sprachen werden in den Schaffensprozess mit einbezogen, wie dies Pierre Garnier schon sehr früh in dem *Manifeste pour une poésie nouvelle, visuelle et phonique* (1962) im Anschluss an Novalis postuliert – „Lecteurs, mes substantiels“ –, und in zugespitzter Form als Gleichheit von Dichter und Leser verkündet, als „égalité du poète et du lecteur“ (*Qu'est-ce que le spatialisme?* 1964). In seinen späteren Dichtungen bekräftigt er dieses Prinzip mit den französischen und englischen Worten seines Alter Ego, des Dichters Yu im Meditationsgarten des Zyklus *Le Jardin japonais du Poète Yu* (2004), dessen Vorwort den Leser als Kopiloten des Dichterschiffs imaginiert.

Man darf daher die Vermutung anstellen, dass der Dichter namens „Yu“ nicht nur das Alter Ego und das Du des Dichters Pierre Garnier ist, sondern auch die verdeckte Verkörperung des Du, des „You“ des Lesers. „You! hypocrite lecteur! – mon semblable, – mon frère!“ hatte der Baudelaire-Leser T.S. Eliot die berühmte Leser-Apostrophe zu Beginn der *Fleurs du mal* bilingual weitergedichtet in *The Waste Land*. Die Bedeutung des Du, des „duandyou“, als die Bedingung der Möglichkeit des mehrsprachig dichtenden Ich, hat Pierre Garnier in den lyrischen Passagen der *Spatialaux* zum Ausdruck gebracht. Und in dem bereits zitierten Zyklus *Le Jardin japonais du Poète Yu* wird der Dichter Yu selber als lesender und lernender Schüler, also als ein Du, von der Sprachlehrerin angeleitet kontrapunktisch zu dichten, die vorgegebene „Sonnet“ in „Nacht“ zu verwandeln. Mit der interlingualen Paronomasie von „Yu“ und „You“ erhält der duale Leser-Dichter rhetorische Statur. Subliminal und sublim.

Die Dichtung Pierre Garniers zeichnet sich aus durch eine ganz eigene Sprach- und Bildfügung. Das Sprachbild der Metapher wird verbovisuell übersetzt in wirkliche Bilder und Sprache, indem der Dichter einer sehr einfach gezeichneten Figur mit einem einzigen Wort oder Satz einen Titel oder eine Legende zuordnet. Zwischen Bild und Text besteht zumeist – wie bei der kühnen Metapher – eine gegensinnige, scheinbar ‚abwegige‘ Beziehung, die auf der langen Wanderung, der „longue marche“³ des Dichters durch den unendlichen Raum der Zeichen, einen unsichtbaren Sinn der Bilder und der Welt aufscheinen lassen soll.

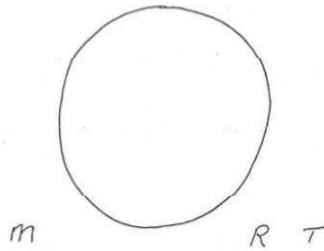
Dieses im doppelten Sinne figurative Dichten basiert auf den Erfahrungen mit den ostasiatischen Ideogrammen, der Hieroglyphik und der Emblematik, aber auch schulischen Tafelbildern und Bilderbüchern. Sie führt zu einer zunehmend handschriftlichen Schreibweise und von Hand gezeichneten Figuren. Damit geht eine alle Verneinung verneinende Weltsicht einher, eine staunende Betrachtung der Wunder der Welt

³ *Le poète Yu*, 2003: 58-59.

der Wörter und der Dinge, des unsichtbar-sichtbaren Schönen und Guten: *Beauté, Bonté du Monde* (2011), *Merveilles* (2012). Eine Art *Kontemplatonismus*, der antiken, christlichen und orientalischen Geist poetisch zu vermitteln sucht⁴. Die elementaren Figuren von Kreis, Punkt, Schnecke und Kreuz, neben denen von Sonne und Kerze, von Bäumen, Büchern und Blättern, von Buchstaben und Zahlen, von Wellen, Flügeln und Segeln, finden sich ständig wieder in wechselnden Begegnungen und Bedeutungen. Sie fügen sich zu einem polyphonen Lobgesang auf den Kosmos, dessen Dissonanzen mitschwingen in Parenthese.

Bisweilen gelingt dem Dichter so etwas wie die verbovisuelle Quadratur des Zirkels, so in der oben abgebildeten viereckigen *Landschaft mit vier Sonnen* oder in dem Bildgedicht *La libellule et le carré*, wo das von einer unsichtbaren Libelle umschwirrte Quadrat ‚carrément‘ einen Kreis darstellt⁵.

Und nicht zuletzt gelang Pierre Garnier mit dem Bildgedicht *mOrt* eine eindringliche Infragestellung des Todes, indem die anwachsende Null des Wortes „mOrt“ nicht nur das Leben, sondern auch den Tod annulliert⁶.



der KREIS WIRD
zu Null

⁴ Vgl. „Le Fuji-Yama, le classicisme grec, écrit sur son mur le poète Yu“, angesichts des Bilds eines großen stilisierten A (*Le poète Yu*, 2003: 40-41), sowie den Alpha-Omega-Zyklus in *Les Devises* (2008).

⁵ In *Poèmes géométriques*, 1986.

⁶ In *Dichtungsring* 20, 1991. In einer früheren Variante des Gedichts ist dem Wortbild „mOrt“ die Legende „rosa mystica“ zugeordnet (*Poèmes géométriques*, 1986).

Christoph Leisten

Das Randständige poetisch ins Recht gesetzt

Zu Francisca Ricinskis Band „Als käme noch jemand“

Dass ein Übermaß an Saturiertheit jedweden künstlerischen Gelingen im Wege steht, ist nicht erst seit gestern bekannt. Vor diesem Hintergrund erscheint es als geradezu überfällig, wenn die Feuilletons unserer Tage ihr Augenmerk vermehrt auf jene Autorinnen und Autoren zu richten beginnen, denen solche Saturiertheit schon aufgrund der eigenen Lebensgeschichte oftmals verwehrt ist, weil sie aus anderen Sprach- und Kulturräumen stammen und erst im Laufe ihres – nicht selten auch gesellschaftlich sehr bewegten – Lebens im deutschsprachigen Raum heimisch geworden sind. Das illustre Werk der aus Rumänien stammenden, seit 1980 in der Bundesrepublik lebenden Francisca Ricinski ist ein leuchtendes Beispiel dafür, zu welcher Sprach- und Gestaltungskraft solche Literatur fähig ist, die ursprünglich in der Erfahrung des Fremdseins gründet und vielleicht gerade deshalb die deutschsprachige Literatur so sehr bereichern kann.

Der jüngst erschienene Band mit dem Titel „Als käme noch jemand“, der lyrische Prosa und Erzähl-Collagen vereinigt, zeigt Francisca Ricinski auf der Höhe ihrer poetischen Darstellungskraft. Wie der im Titel verwendete und in bester Tradition der literarischen Moderne stehende Konjunktiv bereits andeutet, verweigern sich die Texte Ricinskis einem allzu vordergründigen Realismus. Trotzdem – oder vielleicht eher: gerade deshalb – gerieten die insgesamt sechsfünfzig Texte, im Umfang changierend zwischen Aphorismus, poetischem Fragment, Kurz- und Kürzestgeschichte bis hin zum komplexen Erzählentwurf – zu einem bemerkenswerten Kompendium gegenwärtiger Wirklichkeitserfahrung.

Die Themen dieser Prosa zu skizzieren, hieße bereits, sie auf leichtfertige Weise zu verkürzen. Zweifellos sind diese Texte von der Erfahrung der Fremde und der Suche nach Orientierung im Raum des Disparaten grundiert – aber sie erschöpfen sich eben nicht darin. Erfahrungen der Kindheit gelangen in dieser Prosa ebenso zur Sprache wie das Bewusstsein einer unaufhaltsam verrinnenden Zeit; die Autorin lotet Wirklichkeiten aus zwischen Anfang und Ende, Schmerz und Erfüllung. Bemerkenswert ist dabei vor allem, *wie* Francisca Ricinski diese universalen Themen aufgreift und gestaltet.

Das Buch lädt ein zur Begegnung mit einer Autorin, deren Sprache nachhaltig geschult ist an der Literatur der Moderne – etwa an Mallarmé, Apollinaire, Breton – und der doch ein ganz eigenständiger, unvergleichlicher Ton gelingt. Die Grundierung ist vom Surrealen geprägt, ohne doch ganz darin aufzugehen. So gelingt immer wieder ein müheloser, erstaunlich leichter und fast unmerklicher Übergang zwischen erzählhafter Darbietung und reflektierenden Passagen. Traumerzählung, Imagination und Reflexion fließen ineinander, als sei dies das Natürlichste der Welt. Dabei sind diese Übergänge kein manieriertes Spiel, sondern Ergebnis einer poetischen Epiphanie, die das Ungestüme, das Naturhafte – gegen die Undurchdringlichkeit der Wirklichkeit – mutig ins Recht setzt. Immer wieder ist vom Wind die Rede, von den Vögeln und den Vogelgesichtern, die sich trotzig behaupten in dieser Welt der Undurchdringlichkeit.

Manche Passagen lassen in ihrer erzählerischen Tiefendimension leise Anklänge erkennen an die Tagebücher Franz Kafkas. In anderen Passagen verschmelzen träumerische Imagination und vehemente Gesellschaftsanalyse so eindringlich, dass es scheint, als hätten hier so unterschiedliche Poetiken wie die einer Ilse Aichinger und die eines Peter Handke zusammengefunden. Dabei eignet diesen Texten nirgends etwas Epigonales; es ist vielmehr die ureigene poetische Kraft dieser einen poetischen Stimme, die diese Welt des Disparaten zusammenhält. Unablässig widmet sich diese Stimme immer wieder den Randständigen, jenen Menschen, die am Rande und an der Grenze leben, den Kindern, den Vagabunden, den Umherziehenden, aber auch den Alternden, ja: jenen Menschen, denen der Tod bereits vors Auge tritt.

Francisca Ricinski ist, wie dieser Band zeigt, eine literarische Anwältin aller Randständigkeit. Dass ihre Apologie gelingt, hat einen tieferen Grund darin, dass es jenseits aller fehlenden Saturiertheit offenbar etwas gibt, das Heimat zumindest *verspricht*, auch wenn es stets neu errungen werden muss: nämlich die Sprache.

In der Tat eignet diesem Band eine außerordentliche, unbändige Lust an der Sprache. Die poetischen Bilder, die Metaphern und Neologismen, die Francisca Ricinski entwirft, bilden einen reichen Vorrat, mit dem sich lange leben lässt. Weil sie sich nicht zufriedengeben mit der Welt, wie sie – angeblich – ist, sagen die Prosatexte dieser Autorin mehr aus über unsere Wirklichkeit als so mancher Regalmeter vorgeblich realistischer Erzählliteratur.

Francisca Ricinski: Als käme noch jemand. Lyrische Prosa und Erzähll Collagen. Pop-Verlag 2013. ISBN: 978-3-86356-074-4

Arne Willée

**eje winter, versuch zum tode, bericht über eine
kaum erwartbare entwicklung**

Pop-Verlag Ludwigsburg 2013, 126 S.

Lange muss niemand in seinem Leben auf dieser Welt warten, um Bekanntschaft mit dem Tod zu machen. In allem, was sich bewegt, atmet und denkt, wohnt er und wartet auf seine Stunde. Aber nicht nur Lebewesen hängt die Vergänglichkeit an. Vielmehr jeder physische Prozess kommt einmal zu seinem Ende, letztlich erstickt das Universum im Wärmetod. Das ist eine schwer hinnehmbare Kränkung eines jeden Lebenden, der daran denkt. Als Folge wird der Tod entweder im Tabu verbannt oder aber er wird überformt. In der abendländischen Kulturgeschichte hat eine Haltung dem Tod gegenüber besondere Wirkungsmacht entfaltet, die, beginnend mit dem tugendhaft verbrämten Tod des Sokrates, wie ihn Platon beschrieben hat, ihren Höhepunkt in der bis heute anhaltenden Wirkung der Todesverherrlichung im Christentum findet. Wenn der Tod nicht überhöht wird, dann wird er alternativ vernünftigerweise akzeptiert, man fügt sich in das Unvermeidbare. Wer sich jedoch aus diesem Kreis der Vernünftigen bewegt, wird schnell belächelt und bekommt eine Schellenkappe auf den Kopf gesetzt.

In eje winters Erzählung „versuch zum tode. bericht einer kaum erwartbaren entwicklung“ begleiten wir eine solcherart unvernünftige Ich-Erzählerin, welche die Zumutung der Endlichkeit nicht einfach hinnehmen und den Tod überwinden will. Handlungsziel und Ausgangspunkt der Ich-Erzählerin lassen sich gut in einem Spruch von Bazon Brock wiederfinden: „Der Tod muss abgeschafft werden. Diese Schweinerei muss aufhören.“ Doch wie schafft man den Tod ab? Zuerst einmal muss man sich orientieren, sich auf die Spuren des Todes begeben. Und die Spuren des Todes lassen sich in mannigfacher Weise finden. Bei dieser Spurensuche folgt der Text nicht der Logik einer linearen Entwicklung. Die einzelnen Kapitel sind in sich abgeschlossen, sind als Stationen fast eigenständig und in der Darlegung des Materials eher einem Mosaik gleich. Inhaltlich verbunden werden sie durch die Todesthematik, die durch Lebendiges kontrastiert wird, wie es sich an der durchziehenden Pflanzenmotivik und der immer wieder beschriebenen Wetterphänomene zeigt. Der Tod wird aufgespürt in verschiedenen Formen, ob als abstraktes Prinzip oder in seiner Gestalt als Knochenmann. Wir lesen von verstorbenen Familienmitgliedern der Ich-Erzählerin, spüren dem nach, was es heißt zu vergehen. Die Toten sind auch nicht einfach zu

Nichts geworden. Sie kommen wieder in Träumen, mit manchen wird lange Zwiesprache gehalten. Daneben halten Folklore, Philosophie und Kunst Einzug, dazu untersuchende Erörterungen, Hinweise, wie dem Tod beizukommen sei. Die Erkundung des hier abgesteckten Versuchsfeldes folgt immer dem Erleben, Wahrnehmen und Erinnern der Ich-Erzählerin. Sie stellt sich als differenzierte und besonnene Beobachterin dar, die jedoch auch spitzzüngig werden kann, wenn sie zum Beispiel über die Vorfriede einer Bekannten berichtet, einmal eins mit ihrem Komposthaufen zu werden.

Dichterisch ist die Sprache, die eie winter hier eingesetzt hat. Aus dieser Sprache entwickelt sich der Text. Sie macht das Geschehen erst möglich und schafft den Raum für das Unerwartete, welches sich glaubhaft und ohne die Spitze einer Dissonanz in den Sprachfluss einfügt. In dieser verdichteten und teilweise poetischen Sprache klingen oft verschiedenste Bedeutungsobertöne mit, seien es mythologische Bezüge (das goldene Fließ) oder metapoetologisch werdend („mein erzählen jetzt: noch tatsachen wiedergebend, wahrheiten mitteilend, erfahrungswelt abbildend oder aber mit poetischer lizenz unzuverlässig, ja unglaubwürdig werdend, ordnungskonflikte dem leser anvertrauend, von denen wir alle wissen und die wir fürchten.“ (S. 54).

Nur in einem Punkt lässt die Autorin der Ich-Erzählerin keinen Interpretationsspielraum: „ich hasse den tod ... da ich den tod nicht mag, will ich ihn umbringen.“

Mehr skurril als furchteinflößend zeigt sich der Tod als wandelnde Gestalt. Er begegnet am Friedhof, überrascht als Artist Jonglierbälle werfend und lauert auf dem Dach. Er ist sogar umgänglich und lässt sich befragen. Doch seine Art, mit ein paar Buchstaben aus seiner Tasche zu antworten, und stets dasselbe (bis auf eine gesprächigere Ausnahme) formelhafte „DAS IST GEWISSLICH WAHR“ – eine Formel, die häufig in der Bibel gebraucht wird und besonders an Timotheus 2:11 anklingen lässt: „Das ist gewisslich wahr: Sterben wir mit, so werden wir mitleben“ – zu antworten, ist schwärzester Humor. Aber es ist auch stark befremdlich. Wie ein programmierter Automat hat er keine eigene Sprache. Wer zeichnet sich verantwortlich für die Erschaffung dieser Tod-Maschine? Auf die Frage, ob es Gott gewesen sei – der Gott, der im Traum als gewaltliebender Rugbyspieler erscheint – kommt wiederholt dieselbe Ausgabe: „DAS IST GEWISSLICH WAHR“. Aus guten Gründen kann ein Zweifel aufkeimen, ob der Tod überhaupt als Gesprächspartner zu verstehen ist. Haben seine Antworten wirklich auch die Bedeutung, die wir ihnen zusprechen? Wie kommt es, dass genau diese Fragen gestellt werden, die immer mit derselben Phrase das bestätigen, von dem wir eh schon ausgegangen sind? Ob hier Hinweise zu einer Wahrheit, einer Ideologie oder über eine Ideologie gegeben werden, bleibt offen. Bis

Kapitel 27 folgen die Erkundungen, wechseln die Stationen, ohne dass ein Mittel gegen den Tod gefunden werden konnte. Dafür erschließt sich dem Leser bis hierhin ein facettenreiches Bild über Sterben, Vergehen und den Tod, zusammengesetzt aus den Mosaiken der Erlebnisse der Erzählerin, die berühren und oft auch schön sind. Ohne Vorwarnung kommt es dann zu einer Zäsur, einer „kaum erwartbaren entwicklung“, wie es im Untertitel schon angekündigt war. Mit der Sprache erschafft die Erzählerin eine neue Welt – eine paradoxe Welt. Ein Lichtraum, wo sich alles ohne Schaden durchdringt, ein Erlebnisraum ohne Zeit. Es ist keine Privatwelt, sondern sie bietet Platz für das ich und das du, dem die Erzählerin großes Gewicht beimisst. Wir erfahren nicht viel mehr von dieser irritierenden neuen Welt und es gilt nicht, diese jetzt zu kritisieren. Dem spannenden Moment dieser Wende soll Aufmerksamkeit geschenkt werden.

In *eje winters* Text wird der Leser Zeuge utopischen Wirkens. Hier wird kein politisch-technischer Utopismus oder ein Chiasmus als Ideologie eingeführt, der aufs schöne Morgen verweist. Der Text gibt sich nicht zufrieden mit dem Ausmalen, wie schön oder schlimm eine andere Welt sein könnte, diese wird einfach geschaffen. Die subjektive Schöpfungskraft der Sprache erweist sich als Schlüssel, das Tatsachendenken zu überwinden. Der Stachel des Todes sticht hier nicht und auch auf einen Über-Schöpfer kann der Ich-Schöpfer verzichten.

Diese Erzählung verweist auf die Wirkmächtigkeit der Sprache, die in der Lage ist neue Welten zu schaffen. Das Prinzip der Vergänglichkeit ist damit nicht überwunden. Vielmehr wird es ersetzt durch die Zuwendung zur Welt der Gründe, des Intelligiblen, deren Bürger wir auch immer sind, trotz unserer Leiblichkeit und Zugehörigkeit zur alten Welt. Das Buch entlässt den Leser nicht mit einem Vertrösten, vielmehr kann leise eine poetische Ermunterung erlauscht werden: Habe den Mut, dich deiner eigenen Schöpfungskraft zu bedienen...

Autoren, Übersetzer, Bildkünstler

Daniel Anderson, freier Regisseur und Produzent, lebt in Berlin und Tel Aviv. Bekannt als Autor von Drehbüchern für soap und Telenovelas (Verbotene Liebe, Rote Rosen, Lebe dein Leben) und als Regisseur beliebter Fernsehserien (Lindenstraße, Unter uns, Die Wache, Gute Zeiten - schlechte Zeiten).

Doris Anselm *1981 in Buxtehude, lebt in Berlin. Radioreporterin (Deutschlandradio Kultur, Hessischer Rundfunk u. a.). 2013 Stipendium, Meisterklasse Prosa bei Kathrin Röggla, Kloster Irsee.

Michael Augustin *1953 in Lübeck, lebt in Bremen. Seit 1979 Rundfunkredakteur und Autor bei Radio Bremen (sonntägliches Feature und die Lyriksendung FUNDSACHEN). Ko-Direktor des Internationalen Literaturfestivals POETRY ON THE ROAD in Bremen. Autor von Gedichten, Kurzprosa und Dramoletten. Langjähriger Mitarbeiter der Neuen Züricher Zeitung. Schreibt und zeichnet für DIE HOREN und LITERARISCHE WELT. Mitglied im VS und des PEN.

Fouad El-Auwad *1965 in Damaskus, lebt in Bonn. Studium der Architektur und Promotion. Übersetzer und Publizist. Gründer des deutsch-arabischen Lyriksalons. Herausgeber mehrsprachiger Lyrikanthologien. Autor von Gedichten, Erzählungen und Kindergeschichten.

Michael Johann Bauer *1979 in Schrobenhausen, lebt bei Karlsruhe. Studium der Forstwirtschaft. Umweltpädagoge. Gedichte und Kurzprosa. Graphische Arbeiten.

Ulrich Bergmann *1945 in Halle an der Saale, lebt in Bonn. Mitglied im VS. Herausgeber des online-Magazins PHILOTAST.com. Lyrik und Prosa, Theater- und Kunstkritiken, Rezensionen, Essays. *Kritische Körper* (Erzählungen), POP Verlag Ludwigsburg 2006; *Arthurgeschichten*, POP-Verlag Ludwigsburg 2005; *Doppelhimmel*, Roman, Free Pen Verlag Bonn, 2. Aufl. 2013. Literaturpreis: Forum Literatur Ludwigsburg 2006.

Marlies Blauth *1957 in Dortmund, lebt in Meerbusch/Düsseldorf. Studium der Kunst und Biologie in Wuppertal. Diplom-Kommunikationsdesignerin. Ausstellungen im In- und Ausland (Malerei, Druckgrafik, experimentelle Techniken). Lyrik und Prosa (VERSNETZE, ASPHALTSPUREN). Dorstener Lyrikpreis 2013.

Paula Böndel *1955 in Irland, lebt in Berlin. Promotion über Proust, Musil und Joyce. Zuletzt als wissenschaftliche Assistentin an der TU Berlin tätig. Rezensentin bei LITERATURKRITIK.DE.

Alain Bosquet *1919 in Odessa, †1998 in Paris. Französischer Dichter russischer Abstammung. Literaturprofessor und -kritiker, Übersetzer. Mitglied der Königlichen Akademie von Belgien. Poeme, Novellen, Romane, Theaterstücke, Essays. Prix Goncourt de la poésie, Prix de la langue de France, Prix Chateaubriand (für *Le Tourment de Dieu*, Gallimard, 1987)

Theo Breuer *1956 in Bürvenich, lebt in Sistig (Eifel). Herausgeber der lyrischen Künstlerbuchreihe EDITION BAUWAGEN und der EDITION YE. Zahlreiche Veröffentlichungen in Literaturportalen und Zeitschriften. Autor von Gedichtbänden, Essays und Monographien zur zeitgenössischen Poesie und Übersetzer. Zuletzt: *Das gewonnene Alphabet*; Matrix 28: *Atmendes Alphabet für Friederike Mayröcker*; Matrix 29: *Jeder auf seine Art für Hans Bender* (2012).

T. S. Crone *1987 in Zürich. Studium der Geschichte, Filmwissenschaft, Sprach- und Literaturwissenschaft am Deutschen Seminar Zürich. Lyrik in ASPHALTSPUREN, ENTWÜRFE.

Fulvia-Isolda Dietz *1971 in Constantza am Schwarzen Meer, wohnt in der Eifel. Medien-gestalterin und Buchillustratorin. 1992-1994 in der Hausdruckerei des Deutschen Bundestags, Bonn, tätig. Bis 2004 Inhaberin der Medienagentur Bildkraft. Radiomoderatorin.

Dominik Dombrowski *1964 in Waco/Texas, lebt in Bonn. Studium der Philosophie, Komparatistik u. a. an der Uni Bonn. Freier Lektor und Autor, Übersetzer. Preisträger Irseer Pegasus 2008, Aufenthaltsstipendium Künstlerdorf Schöppingen 2014. Schreibt Gedichte und Literaturkritiken. Zuletzt: *Finissage*, Edition Parasitenpresse, Köln 2013.

Elke Engelhardt *1966 in Verl, lebt in Bielefeld. Schreibt Lyrik und Prosa. Zahlreiche Veröffentlichungen. Rezensionen bei FIXPOETRY und in MATRIX.

Anke Engemann *1966 in Weimar, lebt in Erfurt. Ausbildung als Theaterdekorateurin. Germanistikstudium in Berlin. Redakteurin, dann Freiberuflerin. Gründet das Büro für angewandte Poesie. Arbeitsstipendium vom Land Thüringen. Schreibt vorwiegend Prosa.

Julietta Fix *1957 in Würzburg, lebt in Hamburg. Autorin von Lyrik und Prosa. Zahlreiche Veröffentlichungen. Herausgeberin des Literaturmagazins FIXPOETRY.

Romana Ganzoni *1967 in Schuol/Schweiz, lebt in Celerina. Zweisprachig (Rätoromanisch/Deutsch) aufgewachsen. Studium der Germanistik und Geschichte. Erzählungen in Anthologien und Literaturmagazinen. Arbeit am ersten Roman.

Tobias Grimbacher *1975 in Ulm/Donau, lebt und wirkt in Zürich. Studium der Meteorologie in Bonn. Promotion. Medienmeteorologe bei MeteoNews. Früheres Mitglied der Autorengruppe Literatur Bonn und der TASSO-Redaktion. Veröffentlichungen (DULZINEA und MACONDO). Lyrik und Theaterstücke.

Hussein Habasch *1970 in Syrien, lebt in Bonn. Lyrik in kurdischer und arabischer Sprache, die ins Englische, Deutsche, Spanische und Persische übersetzt wurden. Vier Gedichtbände. 2009/2010 Teilnahme an den internationalen Poesiefestivals von Medellin und Granada. Mitwirkung beim deutsch-arabischen Lyriksalon.

Bernhard Hagemeyer *1939 in Bottrop, lebt in Bonn. Dipl.rer.pol. War in Südamerika, Spanien, EU/Brüssel, Bonn/Berlin gesellschaftspolitisch beratend tätig. Publiziert Fotocollagen und grafische Arbeiten.

Ines Hagemeyer *1938 in Berlin, Emigrationszeit in Montevideo/Uruguay, lebt in Bonn. Sprachlehrerin und Übersetzerin. Lyrik-Veröffentlichungen, zuletzt: *Benobnte Stille* (2007) und *aus dem Gefährt das dir Träume anflüßt*, POP-Verlag Ludwigsburg 2011.

Herwig Haupt *1938 in Werdermühle/Niederschlesien, lebt am Mittelrhein. Mitbegründer der Autorengruppe Die Brückenschreiber. Zahlreiche Veröffentlichungen in Literaturzeitschriften. Einzeltitel: *Wieder Lust auf ein Bier. Kurzprosa für nachher*, Ludwigsburg, 2011.

Martina Hegel *1968, lebt in Lahnstein. Lyrikerin. Früheres Mitglied des Dichtungsring. Veröffentlichungen in Literaturzeitschriften und Internetportalen.

Franz Hofner *1963 in Schrobenhausen, lebt in Bonn. Schreibt Lyrik, Kurzprosa, Drehbücher, Rezensionen, Essays u.a. für FIXPOETRY und POETENLADEN. 2011 einer der Gewinner des Germanwings Story Awards für eine Kurzgeschichte.

Jolinde Hüchtker *1997 in Bonn, lebt in Berlin. Schülerin. März bzw. April 2014 – Praktikum beim TAGESSPIEGEL u. TAZ. Veröffentlichungen von Gedichten und verschiedenen Texten im

Jahrbuch der Freien Waldorfschule Kreuzberg, 2011, und in Zeitungen: *Aus dem Klassenzimmer*, TAGESSPIEGEL, 2013; *Mein Berlin und ich*, BERLINER ZEITUNG, 2013.

Klára Hurková *1962 in Prag, lebt in Aachen. Philosophie-Studium in Prag, Promotion 1986. Anglistik und Kunstgeschichte in Aachen. Promotion 2000. Autorin und Übersetzerin in deutscher, tschechischer und englischer Sprache. Veröffentlichungen in DER DREISCHNEUB, SIGNUM, ZEICHEN & WUNDER. Mehrere Einzeltitel. Zuletzt: *Abziehbilder in der Luft/Obtisky ve vzduchu* (2009) und *Wende und Winkel / Zmeny a zakouti* (2012)

Andreas Hutt *1967 in Kassel. Lehramtsstudium (Mathematik und Deutsch) in Marburg. Veröffentlichungen in Internet-Portalen und Literaturzeitschriften (MACONDO, DER DREISCHNEUB, ZEICHEN & WUNDER) und Anthologien (VERSNETZE). Beiträge für LITERATURKRITIK.DE. Wiener Werkstattpreis 2011. Auswahl zum 15. Irseer Pegasus 2013.

Diana Jahr *1970 in Dortmund, lebt im Westerwald. Lyrik und Prosa im Internet, in Lyrikzeitschriften (FEDERWELT, WORTSCHAU, KASKADEN) und Anthologien. Mit Stephanie Simon Herausgabe der Lyrikanthologie LICHTBRUCH – DIE DUNKLE SEITE DES LEBENS. Edition Thaleia, 2012.

Monika Kafka *1960 in Hermannstadt/Rumänien, lebt in München. Lehramtsstudium. Buchhändlerin. Veröffentlichungen in SPIEGELUNGEN, FEDERWELT, ENTWÜRFE und Anthologien (VANDERBILT BERLIN WALL PROJECT der Universität Nashville/Tennessee, 2009). Einzeltitel: *im grüingefädelten licht*, verlag td-textdesign, 2009. Lyrik-Online-Stipendium 2010 Unternehmen Lyrik.

Bruno Kartheuser *1947 in Liège. Ostbelgischer Journalist, Schriftsteller und Historiker. Herausgeber der Literaturzeitschrift KRAUTGARTEN und der EDITION KRAUTGARTEN. Walter-Hasenclever-Förderpreis, Aachen, und Prix Adam de la Poésie, Bruxelles. Einzeltitel: *Ein Schweigen voller Bäume, Die letzten Dinge, Sonnensplitter, atemlängen respirations*.

Jörg Kleemann lebt in Berlin. Lyriker. Veröffentlichungen in Literatur- und Kunstzeitschriften sowie in Anthologien. Einzeltitel: *Nachtasche* (2010), *Stundenauge* (2011) und *Morgenblau* (2013).

Kai G. Klein *1979 in Saarbrücken, lebt dort. Textexperimente, Kurzgeschichten und Novellen. Veröffentlichungen in Xun-Taschenbuch der Fantastik (*Affe zu Klappe tot!*, *Ultravioletter Heiland*) und Xun-Magazinausgaben sowie in SuKuLTuR (*Die Ultraviolette Republik*).

Ulrike Klein *1947 in Nürnberg, lebt wieder dort. Bislang keine belletristischen Veröffentlichungen.

K. Alfons Knauth *1941. Professor für Romanistik an der Ruhr-Universität Bochum. 1981 Mitbegründer des DICHTUNGSRING. Zahlreiche wissenschaftliche Veröffentlichungen. *Literaturlabor. La muse au point. Für eine neue Philologie*; Hg. TRANSLATION & MULTILINGUAL LITERATURE.

Christian Knieps *1980. Studium der Literaturwissenschaft und Volkswirtschaft in Bonn und Mainz. Im Konzern der Deutschen Post DHL tätig. Prosa und Theaterstücke, Essays, Computergrafiken. Seit 2013 Mitherausgeber der Experimentellen Zeitschrift DIE NOVELLE.

Kathrin B. Külow *1966 in Greifswald, lebt in Berlin. Mitglied der Autorinnengruppe Alphabetinen und im BvJA. Veröffentlichungen in DULCINEEA, KASKADEN, LUFTDURCHLÄSSIG und Anthologien. Sonderlyrikpreis der IV. Berner Bücherwochen 2013.

Rita Kupfer *1949, lebt in Remagen. Studium der Betriebswirtschaft. VS-Mitglied. Lyrikerin. Veröffentlichungen in Literaturzeitschriften und Anthologien. Einzeltitel: *mein.e ge.dichte*. Seit

1998 Ausstellungsreisen: *Im Zickzack über die ehemalige Zonengrenze*. Gedichtbilder und literarische Objekte.

Monika Lamers *1941 in Bonn, lebt im Westerwald. Mitglied im VS. Lyrik-Veröffentlichungen in Zeitschriften. Romane im Herder- und Kerle-Verlag, Freiburg, sowie im Radiusverlag, Stuttgart (*Der Anachoret*). Zuletzt: *Wintersturm*, 2011 und *An den stillen Ufern des Königs*, Free Pen Verlag Bonn 2013.

Christoph Leisten *1960 in Geilenkirchen, lebt als Autor und Lehrer in Würselen/Aachen. Seit 2001 Mitherausgeber der Kulturzeitschrift ZEICHEN & WUNDER. Initiator der euregionalen Tage der Poesie. Lyrik, Prosa, Essays und Rezensionen in Anthologien, Literaturzeitschriften und Feuilletons. Mehrere Einzeltitel. Zuletzt: *bis zur schwerelosigkeit* (Rimbaud, Aachen, 2010)

Anke Meyring *1977, aufgewachsen in Thüringen, seit 1999 in Koblenz wohnhaft. Tätig als Beamtin bei der Bundeswehr. Kurzprosa. Veröffentlichungen in Literaturzeitschriften.

Barbara-Marie Mundt *1950 an der Bergstraße, lebt in Portugal und Hamburg. Lyrik und Prosa, Kinderbücher. Mitglied im VS. Im Pop-Verlag: *Raubkind*. Roman. Debütpreis 2008; *Isabella*, Kinderbuch; *Neben der Spur*, Lyrik und Kurzprosa, Amazon (Create Space), 2013; *Isabella in London*, Kinderbuch, Pop-Verlag 2014.

Siegfried Mundt *1940 in Wismar, lebt in Portugal. Schiffbauer. Schreibt Kurzprosa und Romane. Im Dichtungsring 2000-2011. Veröffentlichungen von Texten und Zeichnungen/ Grafiken in Literaturzeitschriften.

Sarah-Jelena Naderi *1986. Studium der Germanistik, Theaterwissenschaft und Biologie in Hamburg, anschließend Gymnasiallehrerin sowie freischaffend tätig. Seit 2013 studiert sie bildende Kunst in Hamburg. Kurzprosa, Lyrik, Rezensionen und Werbetexte. Arbeit an einem Roman.

Andreas Noga *1968 in Koblenz, lebt in Alsbach (Westerwald). Bis 2013 – Lyrikredakteur der Zeitschrift *Federnwelt*. Zahlreiche Veröffentlichungen. Zuletzt: *Lücken im Lärm* (Gedichtband). Kunstpreis von Lotto Rheinland-Pfalz (2010) und Martha-Saalfeld-Förderpreis (2012).

Antje Paehler *1942 in Nordhausen/Harz, lebt in Edingen/Neckar. Gedichte in Anthologien, Literaturzeitschriften, Künstlerbüchern. Einzeltitel: *Kein Wort zuviel* (1999); *Schlingen Legen Fallen* (2003).

Payasol (Inga Vietzen), wohnt in Lübeck. Studium der Literaturwissenschaft, Anglistik und Romanistik in Tübingen, Nottingham und Berlin. Längere Aufenthalte in Guatemala. Lehrt Sprachen und kreatives Schreiben. Veröffentlichungen in Zeitschriften und Anthologien.

Theo Payk *1938, lebt in Bonn. Professor emeritiert, Psychiater und Psychotherapeut. Bis 2003 Chefarzt an der Ruhr-Universität Bochum. Ehemaliger ärztlicher Leiter der Flieger-Klinik Düsseldorf. Engagiert in der Hospiz-Arbeit. Autor zahlreicher Fach- und Sachbücher. Veröffentlicht Lyrik in Literaturzeitschriften und Anthologien. Einzeltitel.

Thomas Reeh *1986 in Remagen, lebt dort. Studium der Geschichte und Philosophie an der Universität Heidelberg. Seit 2007 schreibt er regelmäßig literarische Texte. 2013 begann er auf der Website Fanfiction.de unter dem Profil-Namen Thomas Morus 1478 zu veröffentlichen.

Sophie Reyer *1984 in Wien. Schriftstellerin, Filmemacherin und Komponistin in Graz. 2014 Diplom an der Kunsthochschule für Film und Medien Köln. Redaktionsmitglied der Literatur-

zeitschrift LICHTUNGEN. Autorin von Lyrikbänden, Romanen, Theaterstücken, Libretti und Drehbüchern. Zahlreiche Publikationen in Anthologien und Zeitschriften. Förderpreise.

Francisca Ricinski * in Tupilati/Rumänien, lebt seit 1980 im Rheinland. Romanistik- und Theologie-Studium. Journalistin und Übersetzerin. Leitende Redakteurin von Matrix, Ludwigsburg. Mitglied im VS und PEN. Mehrere Preise. Lyrik, Kurzprosa, Dreh- und Kinderbücher, Theaterstücke, Essays, Interviews, Fotocollagen. Zuletzt: *Als käme noch jemand* (lyrische Prosa mit Erzählcollagen), POP-Verlag 2013.

Peter Ronge Prof. Dr. I.R. am Romanischen Seminar der Universität Münster, lebt bei Münster. Mitherausgeber verschiedener Schriften satirischer und humoriger Art (Ridiculosa, Ausstellungskataloge). Übersetzer. Kommentare und Geleitworte, u. a. über Georges Perec (Oulipo) und Guido Zingeri (*Asche und Feuer*).

Klaus Roth *1957, lebt in München. Autor und bildender Künstler, Übersetzer literarischer und kunstwissenschaftlicher Texte. Beiträge in zahlreichen Anthologien und Literaturzeitschriften. Zuletzt in: ASPHALTSPUREN, DER MAULKORB, RABENFLUG, DREISCHNEUB, FEDERWELT.

Tania Rupel (Tera) *in Blagoevgrad/Bulgarien, lebt seit 2007 in München. Mitglied des FDA Bayern. Studium der Philologie und Journalistik in Sofia. Debüt 1994 in Bulgarien mit *Erde, Himmel und noch weiter*. Es folgten ein Roman, eine Novelle, zwei Erzählbände und ein Gedichtband. Auf Deutsch schreibt sie Gedichte und Kurzgeschichten. Illustriert Lyrikbücher.

Horst Saul *1931 in Hennef/Sieg, lebt in Ahrweiler. Facharzt für Innere Medizin. Mitglied im VS, in der Gedok Rhein-Main-Taunus und Gemeinschaft der Künstler, Wiesbaden. Schreibt Lyrik, Kurzgeschichten, Essays. Gedichtbände *Bemalte Einsamkeit*, *Wenn die Stunden Schatten schreiben*, *Wurzelberg*, *Du*. Teilnahme an Kunstaussstellungen mit Stein- und Bronzeskulpturen.

Wendel Schäfer *1940 in Boppard, lebt dort. Ehrenvorsitzender des VS Rheinland-Pfalz. Bevorzugte Genres: Lyrik, Prosa, Epigramm, Aphorismus. 31 veröffentlichte Buchtitel. Zuletzt: *Atemkünste*, Edition Krautgarten, 2010 und *Draußenschön*, Kurzprosa, mit Grafiken des Autors, Edition Krautgarten, 2013.

Clemens Schittko *1978 in Ostberlin, lebt in Berlin-Friedrichshain. Ausgebildeter Gebäudereiniger und Verlagskaufmann. Lauter niemand preis für politische lyrik, 2010. 2011 erschien *Und ginge es demokratisch zu* (SuKuLTuR, Berlin).

Helmut Schmelmer *1935 in Hamburg, lebt in Remagen/Rhein. Veröffentlicht Lyrik und Kurzprosa in Zeitschriften (DIE HOREN), Anthologien und im Internet.

Susanne Schmincke *1955 in Northeim, lebt in Urbar. Zahnärztin in Koblenz. Mitglied im Zonta-Club. Gründungsmitglied und Sprecherin der Autorengruppe Die Brückenschreiber. Kurzprosa in Literaturzeitschriften.

Christina Schoch *1978, lebt in Koblenz. Sozialpädagogin, Schreibpädagogin/MA. Schwerpunkt Biographisches und Kreatives Schreiben. Kurzprosa und Lyrik in Literaturzeitschriften.

Michael Starke *1949 in Erfurt, lebt in Bochum. Mitglied im VS, der Europäischen Autorenvereinigung DIE KOGGE und im PEN. Arbeitsstipendien des Landes NRW. Preisträger des 3. Dorstener Lyrikpreises 2013.

René Steininger *1970 in Paris, lebt in Wien. Philosophie-Studium in Wien. Promotion über Nietzsche und die franz. Postmoderne. Verlagslektor und Übersetzer in Wien und Hamburg.

Lektor für Deutsche Sprache in Bukarest und Bratislava. Schreibt Essays, Gedichte, Aphorismen. Zuletzt: *rinforzando*, 2008. *tremolando*, 2010.

Peter Suska-Zerbes *1954 in Trier, lebt in Kaufbeuren. Diplom-Pädagoge. Leiter eines Schreibkurses. Prosa und drehbuchartige Texte.

Andrea Temme *1963 in Magdeburg, lebt in Berlin. Fachhochschulstudium. Mitautorin der Sammlung HINFAHRT MIT RÜCKBLICK. 2. Platz (Lyrik) im Goldstaub Wettbewerb der Autorinnenvereinigung e.V., 2011.

Imre Török *1949 in Eger/Ungarn, flüchtete in jungem Alter nach Deutschland. Lebt in Leutkirch/Algäu. Studium der Germanistik, Geschichte und Philosophie in Tübingen. Schüler Ernst Blochs. Seit 2005 Bundesvorsitzender des VS. Zahlreiche Veröffentlichungen. Darunter *Briefe aus dem siebten Himmel*, Berlin 2013. *Das Buch Luzius. Märchen und andere Wahrheiten*. Pop Verlag, Ludwigsburg, 2012; *Insel der Elefanten. Roman*. Pop Verlag, 2010. *Akazienskizze, Neue und alte Geschichten. Phantasieflüge*. Pop-Verlag, 2009.

Rainer Wedler *1942 in Karlsruhe, lebt in Ketsch. Dr. phil. Leitender Redakteur von BAWÜLON (Pop-Verlag). 1996-2000 Herausgeber der Schweizer Zeitschrift SCRIPTUM. Mitglied im VS und PEN. Romane, Kurzprosa, Lyrik, Essays. Hafiz-Preis, Rilkepreis/Sierre. Veröffentlichungen in Literaturzeitschriften sowie zahlreiche Einzelitel. Zuletzt: *Es gibt keine Spur*. 2013.

Werner Weimar-Mazur *1935 in Weimar, aufgewachsen in Karlsruhe. Geologe. Lebt und arbeitet bei Freiburg. Mitglied im Literaturforum Südwest. Lyriker. *hautsterben*, Wien und St. Wolfgang (Edition Art Science: Lyrik der Gegenwart, 2012)

Michael Wenzel *1953 in Aschaffenburg, lebt in Augsburg. Studium der klassischen Philologie, Theologie und Psychologie. Lehrer. Veröffentlichungen in Anthologien, Sammelbänden und Zeitschriften (DER MONGOLE WARTET, STYX, ZEITRISS, DIE HOREN, MUSCHELHAUFEN, EXPERIMENTA). Literaturpreis der Uni Bamberg, 2000, Evangelischer Literaturpreis für Kurzgeschichten, 2010.

Gerd Willée *1946, lebt in Bonn. Kommunikationswissenschaftler. Promotion. Kurzprosa, Features, experimentelle Texte. Veröffentlichungen von Kunstbildern.

eje winter *1941 in Essen, lebt in Bonn. Studium der Germanistik, Pädagogik und Religionswissenschaft in Bonn. Mitglied im VS. 1983-2013 Redaktionsmitglied und Mitherausgeberin des Dichtungsring. Lyrik und Prosa, künstlerische Fotografien. Mehrere Einzelitel, darunter: *Liebesland; blattgold ein übern andern tag* und *versuch zum tode*, 2013, Pop-Verlag, Ludwigsburg.

Sabine Wreski *1967 in Berlin, lebt in Berlin. Studium der Germanistik, Musik und Erziehungswissenschaft. Psychotherapeutin und Seminarleiterin für Kreatives Schreiben. Lyrik und satirisch-groteske Kurzgeschichten.

Wolfgang Wurm *1972 in München, lebt in Nürnberg. Lyriker. Veröffentlichungen in Literaturzeitschriften und Anthologien. 5 Einzelitel, darunter *Dritter Ort* (fza-Verlag Wien 2008), *Vergewisserung* (Wiesenburg Verlag, Schweinfurt 2012).

Wir danken allen Förderern und
Inserenten des DICHTUNGSRING



Unser soziales Engagement.
Gut für Köln und Bonn.



Soziales Engagement ist für uns selbstverständlich. Wir setzen uns dafür ein, dass die Bürger in der Region am wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Leben teilhaben können. Deshalb unterstützen wir zahlreiche Initiativen in Köln und Bonn, die sich für soziale Projekte einsetzen. Ob Spendenaktion für Kinderheime, Anschaffung von Kindersportrollstühlen für einen Verein, Förderung der AIDS-Stiftung oder Unterstützung einer „Überlebensstation“ für Obdachlose: Wir engagieren uns. **Sparkasse. Gut für Köln und Bonn.**



PARK BUCH HAND LUNG

Barbara Ter-Nedden

Koblenzer Straße 57
53177 Bonn-Bad Godesberg
info@parkbuchhandlung.de
www.parkbuchhandlung.de
Tel: 0228 352191 • Fax: 359021

„Ein schönes Buch ist
wie ein Schmetterling.
Leicht liegt es in der
Hand, entführt uns von
einer Blüte zur nächsten
und lässt uns den
Himmel erahnen.“

Laotse



**PARK
BUCH
HAND
LUNG**

RISTORANTE

PIZZA CASA

Schultheißgasse 6 • 53177 Bad Godesberg

☎ 0228 / 36 36 75

Mo. – Fr.: 11.30 – 15.00, 17.30 – 23.30
(Küche bis 23.00)

Sa., So. & Feiertage: 11.30 – 23.30
(durchgehend warme Küche)

Liefer- und Mitnahmeservice
Lieferzeiten: von 18.00 – 22.30



Wechselnde Ausstellungen von Künstlern aus der Region

„Wie bitte?“ war gestern!

BECKER
HÖR AKUSTIK

www.beckerhoerakustik.de

Kommen Sie zum Spezialisten für gutes Hören in Koblenz • Andernach • Bad Ems • Bendorf • Bernkastel-Kues • Bingen • Bonn-Bad Godesberg • Lahnstein • Linz • Mayen • Mendig • Montabaur • Nastätten • Neuwied • Oberwesel • Polch • Puderbach • Simmern • Zell • Inhabergeführtes Familienunternehmen, nach internationalen Qualitätsstandards zertifiziert.



Hear the world
an initiative by PHONAK

Dr. med. Bidjan Massoudy



diabetes bonn bad godesberg
diabetes schwerpunktpraxis



Praxis für Allgemeinmedizin

- Hausbesuche, Abendsprechstunde -

Diabetes Schwerpunktpraxis

Diabetes

Fußambulanz



Arbeitsmedizin

Bodenstaffstr. 12 • 53179 Bonn

Tel.: 0228 - 344 967 • Fax: 0228 - 344 994

b.massoudy@t-online.de

Allee-Apotheke

Cornelia Grigutsch

Baumschulallee 1

53115 Bonn

0228 - 63 77 61



Ihre Apotheke im Schnittpunkt zweier Alleen

Halsüberkopfübernacht
platzen Löffelkrautundrüben

auf die Welt
kommt wieder die Erde.

(Antje Paehler)

